Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 189 (2021)

Heft: 20

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

ISSN 1420-5041

189. JAHRGANG

4. NOVEMBER

20 | 2021

Kirchliche Sprache

Die 42-zeilige Gutenberg-Bibel, gedruckt in Mainz um 1455. (Quelle: Faksimile der New York Public Library, 2009; Bild: Wikipedia)

Die ersten Wochen waren mühsam – bis sie buchstabieren, Worte und Sätze aus den geschriebenen Zeichen aufnehmen und wiedergeben konnte. Aber dann, als sie den Schritt in die Welt der Sprache hinein getan hatte, wuchs sie weit über ihre Körpergrösse hinaus. Sie überstieg den Zaun ihrer kleinen Lebenswelt, neue Zeiten und Räume wurden ihr zugänglich.

Die Lust an der Sprache, der gesprochenen wie der schriftlichen, begleitete sie fortan: Als Jugendliche auf der Theaterbühne, im Studium der Theologie und am Rednerpult, wenn sie als Politikerin das Wort ergriff. In der Arbeit an der Grammatik zeigte sich der Theologiestudentin das Geheimnis der Sprache, der Fall der Laute, die Reihung und Ordnung der Worte. Die Muttersprache trat in Beziehung zum Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Fremde Zeiten und Kontinente wurden zugänglich, ja, durch die Sprache schien ihr eine Annäherung an das Unfassbare möglich.

Das Haus der Sprache erlaubte ihr die Entgrenzung ihrer Fantasie, die Freilassung ihrer Neugier, den Flug ihrer Sehnsüchte und die Provokation ihrer Vorstellung. Indem sie mit Hingabe las und schrieb und sich mit Haut und Haaren auf die Sprache einliess, betrat sie eine Brücke, die sie über den Graben der Zeit führte. Ihr wurde bewusst, dass der Urlaut der biblischen Schriften zwar im Wind der Zeit verflogen war, deren Botschaft aber die Menschen damals wie heute anrührte und umtrieb.

Im Musiktheater überfiel die Opernliebhaberin – wie ein Wegelagerer – schon so manchmal der Gedanke, dass man an diesem Ort mehr über die nicht zur Ruhe kommende Frage nach Gott erfahren würde als in den meisten Texten der Theologie, die kaum die breitgefächerten Erfahrungen der Menschen atmeten. Ganz anders auf der Bühne, wo geliebt und gestorben, gelitten und gehofft, geglaubt und gezweifelt, mit Gott gehadert und gerungen wird, wo man nach dem Woher und Wohin und nach dem Warum angesichts von Tod, Schuld und Not fragt. Eben genauso wie im richtigen Leben und eben genauso wie in Gottes wildem Libretto, das man Bibel nennt. Suchend und immer wieder von vorne beginnend wird auf der Bühne versucht, dem Unerklärlichen auf die Spur zu kommen. Die aufreibenden Geschichten von Schuld und Verrat, von der Sehnsucht nach Liebe und Anerkennung, um die es auf den Brettern der Welt und im Buch der Bücher geht, durchkreuzen jedes theologische Pathos und jede ausgefeilte Rede von Gott. Angesichts der verzweigten und oft irritierenden Windungen, die diese Geschichten nehmen, kann es schon vorkommen, dass es der Theologin buchstäblich die Sprache verschlägt.

*Béatrice Acklin Zimmermann**

Editorial

Der Preis ist heiss

Am liebsten würde ich ja selber mitmachen. Unter Pseudonym. Und meine Gedanken zu Papier bringen. Über die Kirche in 190 Monaten. Das wäre etwa so ums Jahr 2038 rum. Dann wäre ich schon sieben Jahre in Pension und hätte viel Zeit und Musse. Und vor allem ein Abonnement der SKZ, denn dank ihr wäre ich auf dem Laufenden, was Theologie in 17 Jahren angeht. Dann würde ich hinausgehen, zu den Menschen, in den Gottesdienst und sehen, was davon umgesetzt wird, ob die Kirche lebt und es wie schon seit 2000 Jahren versteht, sich beständig weiterzuentwickeln auf ihren starken Fundamenten. Damit sie den Menschen dienen und das Wort Gottes verkünden kann. Die Kirche im Jahr 2038 ist denn also das Thema unseres Schreibwettbewerbs. Wie wird sie sich geben? Wie werden wir sie feiern? Wie werde ich persönlich zu ihr stehen? Dieser Schreibwettbewerb ist wohl der Einzige seiner Art und ermuntert junge Theologinnen und Theologen, Religionspädagoginnen und -pädagogen oder kirchlich Interessierte zwischen 20 und 35 Jahren, ihre Werke einzusenden. Die besten Essays werden im kommenden Jahr zu Ehren des 190-Jahre-Jubiläums der SKZ publiziert. Und eben, der Preis ist heiss: ein Woche Ferien auf der sagenhaften Alp Flix im Bündnerland! Spitzen Sie Ihre Feder, greifen Sie in die Tasten. Ich darf es leider nicht tun. Wir freuen uns auf Ihre Beiträge und wünschen gutes Gelingen!

Brigitte Burri

In dieser Ausgabe

Carte Blanche
Jürg Stuker vom Bistum Chur über das Zuhören 475

«Phrase unser»
Über Eigenheiten kirchlicher Sprache 476

Liturgie
Für eine schlichte, die Kontemplation fördernde Sprache 478

Prävention
Wie Doppelbotschaften die Präventionsarbeit untergraben 480

Sprache
Über die Wirkung von Wörtern 482

Chronik 483

Panorama
Betrachtung mit Hobby-Poet Franz Ambühl 484

Ordensberufe
Ein Buch, eine Webseite und ein Treffen 486

Porträt
Victor Willi war 34 Jahre lang die Radiostimme aus Rom 488

200. Geburtstag von Fjodor M. Dostojewski
Er wollte die Menschen zum wahren Glauben führen 490

Lieblingsheilige
Der heilige Nikolaus von Myra hat auch Seebeine 492

Leserbrief online*

Amtliche Mitteilungen 494

Anzeigen 495

Impressum 496

* www.kirchenzeitung.ch

* Dr. habil. Béatrice Acklin Zimmermann ist Theologin und Politikerin. Sie publiziert und referiert regelmässig zu theologisch-philosophischen und gesellschaftspolitischen Themen. Nach ihrem Studium der evangelischen und katholischen Theologie und der politischen Wissenschaften wurde sie an der Universität Freiburg i. Ü. promoviert und habilitiert.

Das Zuhören ist der erste Schritt

Zuhören bringt uns oft weiter als Reden. Doch richtiges Zuhören will gelernt sein. Etwas, worüber sich Jürg Stuker vom Bistum Chur aktuell im Zusammenhang mit dem synodalen Prozess Gedanken macht.

«Nun wusste ich zwar nicht, aber ahnte, dass die Stunden zwischen sieben und zehn Uhr morgens die einzigen sind, in denen die Iren zur Einsilbigkeit neigen …» Zu dieser Erkenntnis kommt Heinrich Böll auf seiner Irlandreise im Jahre 1954, nachdem die Menschen auf seine vielen Fragen lediglich mit einem kurzen «Sorry» antworten. (Heinrich Böll, Irisches Tagebuch)

Meinen irischen Vorfahren habe ich vielleicht meine eigene frühmorgendliche Wortkargheit zu verdanken. Persönlich denke ich, dass uns allen Zeiten der Einsilbigkeit oder gar Stunden des Schweigens, auch tagsüber, ganz guttun würden. Wie oft habe ich schon in der Adventszeit «Meditationen» anhören müssen, in denen die Stille mit ausschweifenden Sätzen zerredet wurde. Manchmal frage ich mich, warum wir es nicht schaffen, eine Zeit der Stille mit weniger als zwei Sätzen einzuleiten. Jetzt, wo sich die katholische Kirche neu auf einen synodalen Weg begibt, werden sich einige schon lautstark mit ihren Anliegen gemeldet haben, um sich Gehör zu verschaffen.

Papst Franziskus möchte mit uns jedoch einen Weg gehen, wo wir zuerst aufeinander hören. Er möchte mit uns ein neues «Aufeinanderhören» einüben. «Lautstarke» könnten für einmal eine Zeit lang still werden, ohne dass man ihnen den Mund verbieten müsste. Jenen, die sich oft leise und wortkarg ausdrücken, könnte zu einer neuen, hörbaren Stimme verholfen werden, denn der Schrei der Armen äussert sich manchmal auch in einem leisen, wortlosen Wimmern.

An das erste Wort «Höre» im Prolog der Benediktsregel erinnerte ich mich, als ich im Vorbereitungsdokument für eine synodale Kirche auf einen der ersten Schritte für diesen Weg gestossen bin: «Das Zuhören ist der erste Schritt.» Mir scheint dieser Schritt ein ganz wesentlicher Punkt zu sein, um auf diesem synodalen Weg vorwärts zu kommen. Doch zum Zuhören gehört auch das Ausredenlassen. Zugegeben, das fällt auch mir manchmal schwer. Zum Zuhören auf dem synodalen Weg gehört das Anhören der Nächsten und des Nächsten, ohne gleich eine fertig formulierte Entgegnung aussprechen zu müssen.

Eine Frage beschäftigt mich im erwähnten Vorbereitungsdokument jedoch ganz besonders: «Wem gegenüber hat ihre Teilkirche eine ‹Bringschuld des Zuhörens›? Wie wird den Laien, besonders den Jugendlichen und den Frauen, zugehört? Wie wird der Beitrag der gottgeweihten Frauen und Männer integriert? Welchen Raum hat die Stimme der Minderheiten, der Ausgestossenen und der Ausgeschlossenen? Gelingt es, Vorurteile und Stereotypen zu identifizieren, die das Zuhören behindern? Wie wird auf den sozialen und kulturellen Kontext gehört, in dem sie leben?» (Vorbereitungsdokument der 16. Ordentlichen Generalverammlung der Bischofssynode, 7. September 2021).

Ich hoffe es wird mir persönlich gelingen, mich auf diesen Weg des Zuhörens einzulassen. Sollte ich dennoch mehr sprechen als zuhören, bin ich froh, wenn mich Menschen an meine frühmorgendliche Einsilbigkeit erinnern.

Jürg Stuker

Jürg Stuker (Jg. 1970) ist Priester der Diözese Chur. Nach seinem Studium der Theologie in Luzern, Edinburgh (GB) und Freiburg i. Ü. war er mehrere Jahre Pfarrer im Engadin und zuletzt in Zürich-Oerlikon. Seit 1. Juli 2021 ist er Generalvikar für die Bistumsregion Graubünden.

«Kirchliches Sprechen tendiert zum Hermetischen»

Die Redakteure Philipp Gessler und Jan Feddersen nahmen die kirchliche Sprache unter die Lupe und veröffentlichten das Buch «Phrase unser. Die blutleere Sprache der Kirche»[1]. Die SKZ sprach mit ihnen über ihre Beobachtungen.

Philipp Gessler (Jg. 1967) ist langjähriger Redakteur der «taz, die tageszeitung» und von «Deutschlandfunk Kultur». Seit 2017 ist er Redaktor des evangelischen Monatsmagazins «zeitzeichen» in Berlin. Er ist Autor der Bücher «Der neue Antisemitismus. Hinter den Kulissen der Normalität» (2004) sowie «Wolfgang Huber. Ein Leben für Protestantismus und Politik» (2012). (Bild: zvg)

SKZ: **Was war Ihre Motivation, sich mit der kirchlichen Sprache intensiv zu beschäftigen?**
Philipp Gessler (PG): Jan Feddersen und ich haben auf vielen evangelischen Kirchentagen und Katholikentagen, die wir gemeinsam für die «taz, die tageszeitung» journalistisch begleitet haben, immer wieder über die dort zu hörende Sprache gesprochen, oft gelacht und den Kopf geschüttelt. Wir fanden, das müsste man doch mal aufschreiben, da wir glauben, dass diese Sprache nicht nur für die Kirche von Bedeutung ist, sondern auch ausserhalb des kirchlichen Raums einflussreich ist.

Jan Feddersen (JF): Philipp Gessler und ich waren uns indes einig, dass die sprachlichen Besonderheiten im kirchlichen Raum bei uns eine starke Faszination auslösen. Es ging nicht um die Verheiterung eines skurrilen Sounds. Wir nahmen diese wortgefüllten Klänge immer ernst. Wir glauben, hinter ihnen eine Ernsthaftigkeit zu erkennen, die im gewöhnlichen, immer fluiden Strassendeutsch gar nicht zur Geltung kommt. Kirche will offenbar über die Verkündigung etwas gutmachen – und dies verdiente unbedingt eine ebenso ernsthafte Auseinandersetzung.

Welches war Ihre interessanteste Entdeckung?
JF: Historisch war die schleichende Eroberung der Kirchensprache durch die neue Zeit, eben in der Bundesrepublik seit Ende der Sechzigerjahre, auch ein Abschied von der Härte, ja der Kälte der klassischen Sprache. Es musste subjektiv, menschlich, ich-erklärend sein. Und das war ein notwendiger Schritt, um die Patriarchalität des Christlichen auszulüften zu beginnen.

PG: Interessant fand ich, wie sehr die Kirchensprache von den Zeitläufen und wichtigen Gruppen in der Kirche geprägt wird, etwa durch den Zuwachs an sozialpädagogisch ausgebildetem Personal im Zuge der verstärkten Zuwendung zu karitativen Aufgaben in den Sechziger- und Siebzigerjahren. Oder die Mode des Politslangs in den Siebziger- und Achtzigerjahren und der Trend zur Management-Sprache in den Neunziger- und Nullerjahren. Aber klar, die Kirchensprache ist auch Kind ihrer Zeit.

Woran zeigt sich eine blutleere Sprache?
PG: Es sind so Formulierungen wie «Das kann ich gut hören» oder «Ich lege mal meins daneben» – es ist oft eine indirekte Sprache, die sich nicht selten um klare Aussagen drückt.

JF: Das stimmt sehr – der Mangel an Klarheit, auch an Entschiedenheit. Andererseits wollten wir auch die Feinheiten und, ja, auch die Schönheit mancher Wendungen hervorheben: Das wissen die nichtkirchlichen Milieus ja gar nicht, was ihnen da entgeht. Obendrein wird in dieser Blutleere auch etwas kenntlich, was keineswegs zu unterschätzen ist: eine Suche nach Neuem, die noch längst nicht fertig ist, vielleicht nie beendet sein kann.

Welches sind denn die zentralen Merkmale der kirchlichen Sprache heute?
JF: Für mich, der sich viel stärker als Kollege und Freund Gessler sich einhören musste, steht vor allem eine Tonalität im Vordergrund: eine gewisse Säuseligkeit, eine gewisse Defensivität des Sprechens – nicht selten umkränzt von angedeuteten Gesten unrobuster Körperlichkeit, etwa das leichte Antippen des Armes des gesprächlichen Gegenübers. Auch hier ist das Neue der kirchlichen Sprache mit ihren Eierschalen spürbar: Man will nicht körperfern sein, weiss indes nicht, wie das sich ausdrücken kann. Deshalb, zumal bei Nichtkatholiken, der Fokus auf das Sprachliche.

PG: Es ist eine starke Binnensprache geworden, die ausserhalb der Kirche zum Teil nur noch schwer verstanden wird. Sie betont dauernd ihre Authentizität, Sanftheit und Achtsamkeit – aber oft verbergen sich dahinter Uneindeutigkeit, Feigheit und auch vernebelte Machtgefälle.

Welches sind Ihre Hauptkritikpunkte an der gegenwärtigen kirchlichen Sprache?
JF: Dass sie sich keinem echten Radar der alltäglichen Sprachlichkeit aussetzt: Kirchliches Sprechen tendiert mehr und mehr zum Hermetischen. Wer sie verstehen

[1] Feddersen, Jan / Gessler, Philipp, Phrase unser. Die blutleere Sprache der Kirche, München 2020. Im Oktober erschien ein weiteres Buch dieser Autoren: Kampf der Identitäten. Für eine Rückbesinnung auf linke Ideale, Berlin 2021.

kann, ist schon auf Kirchensseite, wer sie nicht begreift, bleibt aussen – unjesuanischer ist dies kaum beschreibbar.

PG: Sie müsste wieder näher an der Alltagssprache der Menschen sein, sie in gewisser Weise ernster nehmen. Das hat Martin Luther schon sehr gut gesagt: Dem Volk aufs Maul schauen. Das hat nichts mit Plattheit zu tun – oder damit, den Menschen nach dem Mund zu reden.

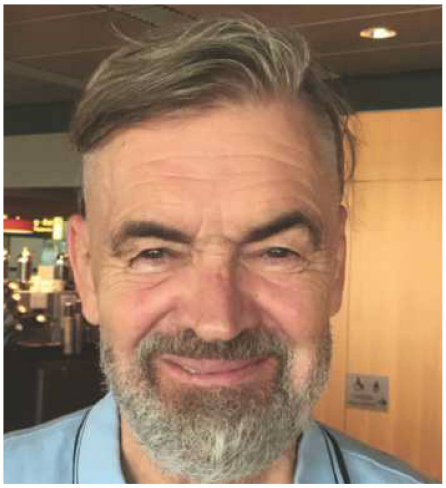
Worin sehen Sie dennoch die Kraft der heutigen kirchlichen Sprache?
PG: Es könnte sein, dass die sehr sanfte kirchliche Sprache in Zeiten von Social Media und der dort oft gepflegten brutalen Sprache auch wieder attraktiver werden könnte – das müsste man beobachten.

JF: Das muss sich erst weisen. Im karitativen Bereich käme es jetzt, bei aller sprachlichen Versänftigung, darauf an, das betreute Klientel zur Selbstermächtigung zu stupsen: Opfertum nicht in jeder Hinsicht Zucker zu geben. Hilfe zur Selbsthilfe hiess das einmal – davon wieder mehr, gern und nötigenfalls auch in kirchlicher Sprache.

Im Buch behandeln Sie die unterschiedlichen Sprechweisen in der katholischen und evangelischen Kirche. Wo liegen die Unterschiede?
JF: «From A Distance», um es mit einem bekannten Lied zu sagen, klingen beide Varianten wie Dialekte einer einzigen Sprache. Im katholischen Kontext lappt an allen Rändern des modernen Sprech noch ein Sinnliches hervor; im protestantischen Milieu wird das Rüde vom Eigentlichen kaum noch gespürt – was idiomatisch und beherzt klingt, stösst auf Verstörung. Schade ist das.

PG: Die Unterschiede sind nicht besonders gross nach unserer Beobachtung. Die Diskrepanz zwischen der oft juristisch-harten Sprache des Vatikans und dem Anspruch einer seelsorgerlich bewussten Sprache im Alltag der katholischen Kirche in Deutschland ist aber gerade bei den grossen Streitpunkten wie beispielsweise Frauenordination, Zölibat oder eucharistische Gastfreundschaft besonders auffällig. Diese beiden Sprachformen fallen bei den protestantischen Kirchen nicht so auseinander.

Sie sprechen die Sprache des Vatikans an. Wenn der Vatikan lehramtliche Dokumente veröffentlicht, regt sich bei den Menschen in unseren Breitengraden oft heftiger Widerstand. Wo sehen Sie auf sprachlicher Ebene die Ursache für dieses Phänomen?
PG: Das liegt daran, dass der Vatikan oft eben theologisch-kirchenjuristisch formuliert, um dem kirchlichen Lehrgebäude gerecht werden zu können, während die Menschen hierzulande vor allem eine zugewandte Sprache erwarten – und das ist ja angesichts der Botschaft Jesu nicht verkehrt.



Jan Feddersen (Jg. 1957) ist Redaktor der «taz, die tageszeitung» in Berlin, Kurator des «taz lab» wie auch des «taz Talks». Er ist Autor mit den Schwerpunkten Weltanschauungen, Geschichts- und Queerpolitiken. (Bild: zvg)

JF: Volle Zustimmung. Und ich ergänze – wieder aus der Distanz –, dass der Papst sagen kann, was er will, er geniesst Autorität durch seine Person. Das darf für wahr gehalten werden. Die politischen Positionen, die der polnische Papst äusserte, waren, gemessen an der mitteleuropäischen Wahrnehmung vom Politischen, eher strikt rechtskonservative Positionen, die von den Katholiken jener Ära gewiss nicht von sehr vielen geteilt wurden. Aber: Wo Papst draufsteht, ist auch immer erstmal Vertrauensvorschuss, und klingt alles noch sehr lateinisch und basisfern.

Wie müsste kirchliches Sprechen tönen, damit die Inhalte bei den Menschen gut ankommen?
JF: Reden, was die Zunge hergibt, gern auch mal undiplomatisch, nicht alle mitnehmend. In Gefahr und Not liegt am Ende des Mittelwegs der Tod. Einen, den sich niemand wünschen sollte.

PG: Es müsste eine ehrlichere, schlankere Sprache sein, die auch eigene Unsicherheiten der kirchlichen Seite nicht verleugnet. Der theologisch-kirchengeschichtliche Hintergrund dürfte schon aufscheinen, aber müsste in eine Alltagssprache übersetzt werden. Das ist, zugegeben, nicht einfach, aber nötig.

Wo sehen Sie Ansatzpunkte für einen Wandel im Sprachstil?
PG: Der Leipziger Theologe und Dichter Christian Lehnert hat etwas gesagt, was mich stark beeindruckt hat. Er glaubt, dass die kirchliche Sprache von der Poesie einiges lernen könne, denn auch sie sucht nach Worten, versucht, eigentlich Unsagbares in Worte zu fassen, und akzeptiert das Suchen nach Worten als etwas Notwendiges. Eine solche Kirchensprache würde ich gern viel häufiger hören.

JF: Im poetischen Sprechen, in der Kraft der eigenen Bilder, so eine oder einer über diese verfügen kann. Wissen, was die Welt und die Kraft des Lebens sind. Motto: Lern deine Theologie – und vergiss ihre Formeln, begibst Du dich auf die Wege der gemeindlichen Arbeit.

Interview: Maria Hässig

Interview in voller Länge unter www.kirchenzeitung.ch

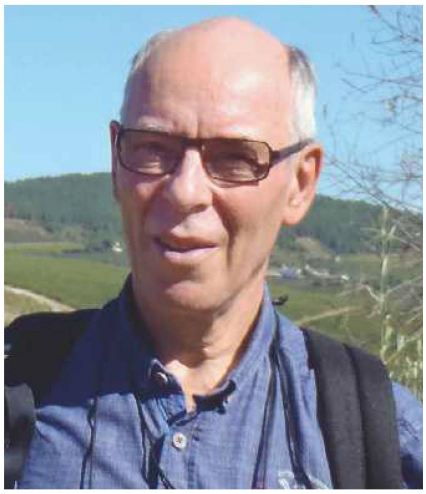
«Und die Feier strahlt hinaus in den Alltag»

Die Liturgie ist für viele Menschen fremd geworden. Stephan Schmid-Keiser holt in der zeitgenössischen Literatur Inspirationen für eine sensible Liturgiesprache. Mit ihm sprach die SKZ über sein neues Buch «Und wenn sie doch mehr von Gott erzählten …».[1]

SKZ: **Was waren Ihre Motivation und Ihr Ziel dieser neuen Publikation?**
Stephan Schmid-Keiser: Immer schon haben mich die Sprache und das Sprechen im Gottesdienst beschäftigt. Nach den Berufsjahren als Seelsorger wollte ich dazu weiterforschen. Weil in den Feiern des Glaubens die Sprache besonderer Sorgfalt bedarf, zielte ich darauf, Brücken zu schlagen zwischen der für viele fremd gewordenen Liturgie, ihrer spezifischen Theo-Poesie und der Lebenswelt unseres literarischen Sprachraumes. Nicht von ungefähr verband sich mein Vorhaben mit einer Spurensuche zur Musik im Gottesdienst heute. Gegen Ende der Publikation findet sich die Überschrift «Kein Abgesang». Auf Martin Walsers Gottvermissen hin rufe ich dazu auf: Fragt nach, was fehlt, wenn Gott fehlt!

Was beobachten Sie in der gottesdienstlichen Verkündigungssprache?
Oft vermisse ich die sprachliche Sorgfalt nicht nur beim Verkünden der Botschaft im Gottesdienst. Wortreiche Auslassungen ab Beginn einer Feier verunmöglichen das persönliche Mitgehen. Weitere Erwartungen kommen dazu, nach besserer Verständlichkeit oder der Bedarf, die Worte im Schweigen nachklingen zu lassen. Gründe genug, der «sprachlichen Durcharbeitung des Gefeierten» (Birgit Jeggle-Merz) mehr Augenmerk zu schenken.

In Ihrem Buch schreiben Sie ein Kapitel zu den Werken Martin Walsers und Peter Handkes. Welche Impulse entnehmen Sie dem Werk Peter Handkes für die liturgische Sprache? Wo liegen die Grenzen?
Peter Handke ist ein Sprachkünstler, umstritten wegen seiner politischen Äusserungen oder seiner schillernden Passion für Liturgisches. Er gilt als liturgischer Grenzgänger zwischen der West- und der Ostkirche. Sein Sinn für die aktuell menschliche Religiosität rührt dabei an die für liturgisches Feiern eminente Frage, die Handke selbst stellt: «Die Frage Gottes in mir: ‹Warum bist du nicht da?›».[2] Als sensibler Beobachter hat er eine wirkungsvolle, mit-fühlende Sprachwelt entwickelt, die sich dem verborgenen Klang der Welt öffnet. Unter diesem Motto lerne ich von Handke für meine Spracharbeit, weniger die grosse Geste zu verfolgen, die zu verengten Gottesbildern verleitet oder Missverständnisse wie eine einseitig männliche Sprache transportiert. Dafür gilt es, mehr eine einfache, die Kontemplation fördernde Sprache zu sprechen. Vor allem Handkes literarische Miniaturen sind anregend, wie etwa diese: «Alles wird sterben, was wir Menschen uns je so ausgedacht haben – aus Not, aus Zorn, aus Wunsch, aber der Gottesgedanke, das einzige nicht Ausgedachte und Auszudenkende, ist unsterblich, wird nicht sterben.»[3]



Dr. theol. Stephan Schmid-Keiser promovierte in Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie. Nach seiner Pensionierung war er bis Ende 2017 teilzeitlich Redaktor der Schweizerischen Kirchenzeitung. (Bild: zvg)

Inwieweit ist die Lyrik der Königsweg zu einer sensiblen Liturgiesprache?
Lyrik kann das Sensorium für eine angemessene Gebetssprache schärfen, wie schon in Psalmen und Hymnen lyrische Stimmen des Glaubens anklingen. Ausgewählte Lyrik unserer Zeit kann diese ergänzen. Sie als Königsweg zu bezeichnen, lasse ich hier offen. Es geht mir um poetische Daseins-Fühlung in den Brüchen der Kirche und der Welt. Diese zeichnet auch die Texte von Andreas Knapp aus. Hier ein Beispiel: eucharistie // viel zu zerbrechlich / für diese harte welt / du wolltest / dein letztes stück brot teilen / und auf freundschaft anstossen // doch die tischgenossen verkrümeln sich / und dein becher zersplittert / als unauslöschliche erinnerung bleiben / rotweinflecken[4]

Sprachwissenschaftlern zufolge verfüge die junge Generation über einen geringeren und weniger differenzierten Wortschatz als ihre Grosseltern. Die Poesie arbeitet mit Metaphern und Wörtern, die wir in der Alltagssprache wenig oder gar nicht verwenden. Inwieweit kann Lyrik in der Verkündigung junge Menschen erreichen?
Mit etwas Mut kann es gelingen, die Sprachwelt und die Fähigkeiten junger Menschen mit in die Verkündigung aufzunehmen – als Rap oder mit wenigen Worten, die einen Bibeltext kontrastieren. Geht es um Lyrik, sollten junge Talente dazu eingeladen und gefördert werden. Wenn ihnen dabei gelingt, ihr Glaubensleben – ob als Klage oder Zweifel, Bitte, Lob oder Dank – auszudrücken,

[1] Schmid-Keiser, Stephan, «Und wenn sie doch mehr von Gott erzählten …», Regensburg 2021.
[2] Handke, Peter, Gestern unterwegs. Aufzeichnungen November 1987 bis Juli 1990, Frankfurt a. M. 2007, 4000.
[3] ders., Am Felsenfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982–1987), Frankfurt a. M. 2000, 350.
[4] Knapp, Andreas, Höher als der Himmel, [8]2017, 53.

sind erste Schritte getan. Junge Menschen wären auch aufzufordern, in eigenen Worten Gott anzusprechen, ohne Worte wie «lieber Gott» oder «guter Gott» formelhaft zu repetieren. Warum nicht neue Gebetsworte wagen wie «Gott, für uns so unfassbar» oder «Gott, du lässt Freundschaft wachsen unter uns»?

Sie legen den Fokus auf die Lektüre und die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Lyrik. Welche Rolle nimmt für Sie die Lektüre guter theologischer Fachliteratur für eine gehaltvolle, nährende Predigt(sprache) ein?
Die Vorbereitung einer Predigt setzt voraus, mit dem Tagesgeheimnis auf Tuchfühlung zu gehen. Dies in umfassendem Sinn. Wenn ich die biblischen Perikopen des einzelnen Tages oder Festes auf mich wirken lasse, bleiben die Alltagswelt und die Ereignisse im nahen und weltweiten Umfeld nicht aussen vor. Die Wirkung der Texte vermischt sich mit dem «Heute Gottes» (Roger Schutz) und dem kritischen Blick auf meine (beschränkte) Sicht der Dinge, welchen ich durch theologische Fachliteratur gewinne. Lyrische Texte werden bei diesem Vorgang nicht einfach zur Garnitur. Vielmehr können sie unseren Horizont zum göttlichen Geheimnis weiten, in den hinein wir als «erste Freigelassene der Schöpfung» (Jürgen Moltmann) entlassen sind. Eine nährende Sprache fokussiert auf diesen Horizont, und die Feier strahlt hinaus in den Alltag.

«Oft vermisse ich die sprachliche Sorgfalt nicht nur beim Verkünden der Botschaft im Gottesdienst.»

Stephan Schmid-Keiser

Sie sprachen das Schweigen an. Welche Bedeutung geben Sie der Stille und dem Schweigen im Gottesdienst?
Wir brauchen als Menschen den Atem des Innehaltens. Anregend dazu bleibt die Praxis von Silja Walter. Sie bietet sich in Gemeinden an, denen in der Hektik des Alltags der Umgang mit erfülltem Schweigen verloren gegangen ist. Zum Auftakt eines betont meditativen Vollzugs der Eucharistie fand sie die Worte: Nicht denken, / HERR – // Da spielt wer. // Nicht denken. / Da sein. // GOTT. // GOTT ist. // GOTT ist da. // Durch die Messe / kommt GOTT. // Durch die Messe / nimmt GOTT / alles in sich. // Welt, / Schöpfung, / Menschen, / mich, / die Meinen. / Alle. // In sein eigenes Leben: / meinen Tag, / meine Sorgen, / mein Leid, / mein Glück, / mein Werk, / meine Pläne, / die Meinen, / und alle – // in sein eigenes Leben hinein. // Wie? // Durch JESUS CHRISTUS. // Amen.[5] Texte dieser Art lassen den Atem des Innehaltens entfalten. Begleitend dazu erklingt eine Klangschale oder meditatives Orgelspiel.

In «Phrase unser» schreiben Jan Feddersen und Philipp Gessler: «Es fehlt den beiden Volkskirchen, vielleicht der protestantischen noch etwas mehr als der katholischen, in den letzten Jahren an Vertrauen in die Schönheit der Kraft ihrer Bilder und Rituale – und diese Leere wird gefüllt durch Worte, die diese Leere aber nicht füllen können.»[6] Wie stehen Sie zu dieser Aussage?
Die blutleere Sprache in den Kirchen zu kritisieren, wurde nötig. Worte bräuchten mehr Raum für deren Nachklang. Es gibt dazu tastende Versuche. Mehr Mut zu einer bewussten Ritualkultur mit sich wiederholenden und wenig eingestreuten, improvisierten Momenten, wäre mein Wunsch. Bei der Spracharbeit mehr auf Verknappung der Worte setzen, klares Sprechen und gepflegtes Singen praktizieren, sind das Gebot der Stunde. Wenn Christian Lehnert bemerkt, das öffentliche Gebet suche «vorsichtig, im Raum einer Gemeinde einen Weg ins Offene – wie das Gedicht», lässt dies den Schluss zu: Es muss möglich bleiben, öffentlich zu beten und dabei eine Sprache zu finden, welche Echoräume gelebter Wirklichkeit bildet – auch für das Ausdrücken von Skepsis, Unsicherheit auf der nie abgeschlossenen Glaubenssuche. Es geht um ein authentisches Feiern des Glaubens und eine weniger wortreiche «Bespielung» seiner Räume.

Erich Garhammer fragt in seinem Buch «Meridiane aus Wörtern»: «Wie müsste eine Sprache aussehen, in der Achtsamkeit für das Unscheinbare, Wertschätzung für Alltägliches und die Biografien der Menschen, die Meridiane des Schmerzes und des Trostes und damit ihr Leben aufgehoben wären?»[7] Diese Frage stelle ich zum Schluss auch Ihnen.
Wir kommen nicht darum herum, im Gottesdienst solcher Sprache Raum zu geben, achtsam und wertschätzend für die vor Ort Versammelten. Ich folge gerne den Kriterien, welche Gunda Brüske vor Jahren einer für möglichst viele gemeinsamen liturgischen Sprache auf den Weg gegeben hat. Sie müsste «auf alle extremen Formulierungen und starke Emotionen verzichten, denn es wird wohl immer jemand anwesend sein, den gerade ganz anderes bewegt. Liturgische Sprache muss deshalb natürlich und schlicht sein, aber weder exaltiert noch unterkühlt, und schon gleich gar nicht langweilig» und sie müsste «vom Inhalt der Feier ausgehen». Bleiben wir darum auf Tuchfühlung sowohl mit dem Tagesgeheimnis wie auch mit den Menschen auf ihrem Weg!

Interview: Maria Hässig

[5] Walter, Silja, Gesamtausgabe Bd. 10. Spiritualität II, red. Ulrike Wolitz, Freiburg i. Ü. 2005, 199.
[6] Gessler, Philipp / Feddersen, Jan, Phrase unser. Die blutleere Sprache der Kirche, München 2020, 132.
[7] Garhammer, Erich, Meridiane aus Wörtern. Theo-poetisches ABC, Würzburg 2021, 163.

Wie Doppelmoral und Tabus wirken

Sie schaffen ein Lügengebäude und bilden den Nährboden für sexuelle Übergriffe. Die Präventionsbeauftragten Karin Iten und Stefan Loppacher fordern einen ehrlichen Dialog.

Dr. iur. can. Stefan Loppacher (Jg. 1979) studierte Theologie an der Theologischen Hochschule in Chur und promovierte in Rom im Bereich «Kirchliches Strafverfahren und sexueller Missbrauch Minderjähriger». Er ist Präventionsbeauftragter im Bistum Chur, Richter am Diözesangericht des Bistums Chur in Zürich und Co-Leiter der neuen Geschäftsstelle des Fachgremiums «Sexuelle Übergriffe im kirchlichen Umfeld» der Schweizer Bischofskonferenz.

Noch heute besteht der Anspruch, als Kirche mit gottgegebener Autorität bis in die sensibelsten Bereiche des Menschen – in sein Gewissen, seine Emotionen und seine Sexualität – vordringen zu dürfen. In Schilderungen von Missbrauchsbetroffenen treten die Bevormundung durch Vertreter der Kirche und ihre Macht über Gedanken und Gefühle in bedrückender Weise zutage. So gibt u. a. «die Kompetenz, Sünde definieren zu können, […] den Tätern eine immense und oft geschlechtsspezifische Macht über die Betroffenen».[1] Grenzverletzungen und Übergriffe werden mit religiösen Argumenten verschleiert. Die Sakralisierung von männlicher Autorität und die realitätsferne Sexualmoral wirken wie eine toxische Mischung, die ins Schweigen und Vertuschen führt. Prävention muss deshalb Brennpunkte der Sexualmoral hinterfragen und zu Reflexion und Dialog dazu ermutigen.

Definitionsmacht entmündigt

Sexualität gehört zum intimsten Bereich – Menschen sind darin verwundbar. Das kirchliche Selbstverständnis, als Monopol würdevolle oder gar gottgefällige Sexualität definieren zu können, entpuppt sich als masslose Selbstüberschätzung. Durch den eigenen Tunnelblick wurden und werden wissenschaftliche Erkenntnisse der Biologie, Medizin und Psychologie aus den letzten 150 Jahren selbstgefällig ignoriert. Die Argumente der lehramtlichen Sexualmoral gehen bis heute von einem vormodernen Verständnis von Sexualität aus und stützen sich auf (medizinische) Erkenntnisse aus der Zeit der Antike bis zur Aufklärung.[2] Der Anspruch der absoluten Zuständigkeit für sexuelle Fragen wird munter aufrechterhalten, die eigenen Wissenslücken werden hinter einem (vermeintlich) göttlichen Willen versteckt oder mit, aus dem Kontext gerissenen, Bibelstellen getarnt. Für Klaus Mertes ist eine solche Verwechslung der eigenen Stimme mit der Stimme Gottes ein entscheidendes Merkmal von spirituellem Missbrauch. «Göttliche» Legitimation führt zu Immunisierung und Unantastbarkeit. Sie schafft den idealen Boden für Missbrauch – v. a. wenn «das Wort Gottes» als eine Art Geheimwissen einer ausgewählten elitären (z. B. klerikalen) Gruppe propagiert wird. Damit lässt sich alles fromm einfärben. «Es schienen ja nicht Menschen zu sein, die mir ihre Ideen aufzwingen wollten, sondern Gott selber. Für Widerspruch bleibt so kein Raum.»[3] Prävention gründet indes auf dem Recht auf sexuelle Selbstbestimmung und bedingt, dass konsequent von Bevormundung abgelassen wird. Definitionsmacht über die eigene Sexualität darf nicht von einer Institution beansprucht werden – sie gehört in die Hände der Menschen. Diese gestalten im Modus der Verständigung – gleichberechtigt und mit gegenseitigem Respekt (Konsensmoral) – ihre gemeinsame Sexualität selbst.

Diskriminierung macht sprachlos

Ein weiterer Brennpunkt ist die Abwertung aufgrund von Geschlecht oder sexueller Orientierung. Die Kirche muss sich diesbezüglich einer äusserst dunklen Vergangenheit stellen. Ihr Umgang mit Homosexualität z. B. kommt einer langen Schuldgeschichte gleich, welche bis heute Leid schafft. Es gilt, die veralteten Narrative (z. B. «Knabenliebe» = Homosexualität), welche das ideologische Fundament für Diskriminierung schufen, konsequent zu revidieren. Pädosexualität ist – in klarem Gegensatz zu Homosexualität – in der ICD-Taxonomie der WHO als eine Störung der Sexualpräferenz diagnostiziert und hat mit Homosexualität gar nichts gemein. Jede Verwechslung ist unhaltbar. Bis heute bezeichnet die katholische Kirche zudem Homosexualität als «Verstoss gegen das natürliche Gesetz» (KKK Nr. 2357) – und vereinnahmt damit mit dreister «Déformation professionelle» das Wort «natürlich». Aus Sicht der Naturwissenschaft ist klar widerlegt, dass allein Heterosexualität «natürlich» ist. Die Evolutionsbiologie spricht der sexuellen Fluidität aufgrund ihrer Bindungsfunktion in sozialen Gruppen sogar Überlebenswert für die menschliche Spezies zu. Selbst namhafte Moraltheologen bezeichnen Heteronormativität mittlerweile als «offenkundige Nihilierung menschlicher Erfahrungen».[4] Gemäss Statistiken sind drei bis zehn Prozent der Bevölkerung homosexuell. Übertragen auf die 1,3 Milliarden Katholikinnen und Katholiken handelt es sich notabene um 40 bis

[1] Haslbeck, Barbara u. a. (Hg.), Erzählen als Widerstand. Berichte über spirituellen und sexuellen Missbrauch an erwachsenen Frauen in der katholischen Kirche, Münster 2020, 198.

[2] Vgl. Angenendt, Arnold, Ehe, Liebe und Sexualität im Christentum. Von den Anfängen bis heute, Münster 2015, 182–185; 226–228.

130 Millionen Menschen, welche die Kirche ausserhalb des natürlichen Plans verortet und damit ihrer Würde und Sprache beraubt.

Doppelmoral schafft Doppelzüngigkeit

Zugleich zeigen umfangreiche Recherchen, wie die des Soziologen Frédéric Martel, dass ein namhafter Teil der Kleriker in der obersten Kirchenführung homosexuell ist. Der Zölibat, so die Hypothese, zog schwule Männer ins Priesteramt, welches in der homophoben Gesellschaft Tarnung bot. Damit offenbart sich jene Doppelzüngigkeit und Doppelmoral der Kirche, welche zutiefst gespaltene Menschen im inneren Kreis produzieren. Ein widersprüchlicher Mechanismus, an dem das eigene Personal innerlich zerbricht. Die Doppelleben sind nicht nur menschliche Tragödien, sondern machen erpressbar und stützen durch die eigene Verschwiegenheit zugleich Geheimhaltung bei sexueller Gewalt. Martel zeigt auf, wie damit eine paradoxe Scheinwelt

«Die Kirche kann nur glaubhafte Gewaltprävention betreiben, wenn sie auf Doppelbotschaften verzichtet.»

Karin Iten und Stefan Loppacher

etabliert wird, welche, wie in einem Teufelskreis, den Hass auf Homosexualität noch verstärkt. Die Kirche kann nur glaubhafte Gewaltprävention betreiben, wenn sie auf Doppelbotschaften verzichtet, die Rehabilitierung homosexueller Menschen als Querschnittaufgabe konsequent angeht und sich von allen Diskriminierungsformen dauerhaft distanziert. Dies gilt intersektional, d. h. auch für Diskriminierung aufgrund des Geschlechts. Die Ungleichbewertung bzw. Entmachtung von Frauen wird legitimiert als «göttliche Ordnung». Anthropologische und kulturhistorische Forschung zum Homo sapiens zeigt indes, dass das Patriarchat erst im Zuge der neolithischen Revolution vor max. 10 000 Jahren entstand und damit kulturell bedingt ist – keinesfalls natürlich oder ewig («gottgegeben») da war. Immerhin ist der Homo sapiens mindestens 300 000, die Menschengattung gar zwei Mio. Jahre alt.

Keuschheitsideale verstärken Tabus

Der kritische Blick auf Sexualmoral darf das zwiespältige Erbe des Augustinus nicht umschiffen. Dieses hinterliess ein verdüstertes Bild von sexueller Lust. Die «Begierde des Fleisches» galt als anstössig, unrein, gar als Laster – der geistigen Betätigung unwürdig. Sogar in der Ehe wurde Leidenschaftslosigkeit propagiert und Sexualität allein für Fortpflanzung verzweckt. Diese Engführung mündete in Keuschheitsversprechen vor der Ehe, zu welchen auch heute Jugendliche in Bewegungen charismatischer Prägung gedrängt werden – was als Übergriff zu werten ist. «Reinheitsversprechen» schaffen Scham- und Schuldgefühle und untergraben damit Präventionsbemühungen. Eine erfüllte und reife Sexualität bedingt zudem den Lernprozess durch Praxis. Die Disziplinierung der Sexualität gipfelte mit dem Ideal der Ehelosigkeit und in der Folge mit dem Pflichtzölibat in einer Tugend gänzlicher Enthaltsamkeit. Sexualität ist jedoch eine starke Lebenskraft und lässt sich nicht wegrationalisieren. Sie hat neben der Fortpflanzungsfunktion eine Lust-, Bindungs- und Identitätsfunktion. Studien gehen davon aus, dass nur ein Prozent der Menschen asexuell sind. Für alle anderen kommt das Sublimieren sexueller Bedürfnisse einem Kampf gegen das eigene Selbst gleich.

Pflichtzölibat stützt Lügengebäude

Sich einzugestehen, einem Gelübde vor Gott oder den Erwartungen der Arbeitgeberin nicht zu genügen, ist nicht einfach. Umso mehr, wenn Abhängigkeiten aufgrund des Lebensentwurfs bestehen. Jedes «Scheitern», wenn auch unverschuldet und systembedingt, verursacht Scham. Mit dem Pflichtzölibat setzt sich die Kirche – als einzige Institution – über sexuelle Menschenrechte ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hinweg. Menschen stehen darin unter Geheimhaltungs- und Schulddruck, werden allein gelassen und verstummen. Diese unselige Dynamik hat einerseits umfangreiches Schadenspotenzial für die eigene Gesundheit. Andererseits wird der verklemmte Umgang zum Risikofeld sexueller Übergriffe in Seelsorge und Pastoral. Gewiss, der Pflichtzölibat ist keine monokausale Ursache für Gewalt, in der unbefriedigte Triebe ein Ventil finden. Sexuelle Gewalt ist keine Triebtat, sondern manipulativ aufgebaut. Aber der Pflichtzölibat stützt ein System der Scheinheiligkeit. Er schafft ein Lügengebäude, hinter deren keuschen Fassade Menschen in (sexueller) Not vereinsamen. Prävention braucht indes den ehrlichen Dialog. Dafür gilt es gemeinsam einzustehen.

Karin Iten und Stefan Loppacher

Karin Iten studierte Umweltnaturwissenschaften an der ETH. Sie ist ehemalige langjährige Geschäftsführerin der Fachstelle «Limita» zur Prävention sexueller Ausbeutung. Akutell ist sie Präventionsbeauftragte im Bistum Chur und Co-Leiterin der neuen Geschäftsstelle des Fachgremiums «Sexuelle Übergriffe im kirchlichen Umfeld» der Schweizer Bischofskonferenz.

Artikel mit ausführlichem Literaturverzeichnis unter www.kirchenzeitung.ch

[3] Hoffmann, Stefan, Geistlichen Missbrauch verhindern. Erfahrungsbericht und Präventionsempfehlungen, in: Timmerevers, Heinrich u. a. (Hg.), Gefährliche Seelenführer? Geistiger und geistlicher Missbrauch, Freiburg i. Br. 2020, 18–20, hier 19.

[4] Breitsameter, Christof / Goertz, Stephan, Vom Vorrang der Liebe. Zeitenwende für die katholische Sexualmoral, Freiburg i. Br. 2020, 97.

«Die deutsche Sprache ist wundervoll»

Sprache ist ein effektives Werkzeug. Richtig angewandt hilft sie, uns klar auszudrücken und erst noch höflich zu sein. Maria Hässig, unsere leitende Fachredaktorin, besuchte eine Weiterbildung in Sprache und Kommunikation und steht nun Red und Antwort.

SKZ: **Maria, was war für dich die wichtigste Erkenntnis?**
Maria Hässig: Die Wirkung von Sprache beschäftigt mich schon lange. In der Weiterbildung bei «Lingva Eterna»[1] lernte ich, dass wir uns im Alltag beim Sprechen und Schreiben vor allem auf den Inhalt konzentrieren. Ebenso wichtig und wirksam ist die Satzstruktur – der Wortschatz, der Satzbau, die Grammatik und die Satzmelodie. Ich staune darüber, was kleine Änderungen in der Satzstruktur bewirken.

Das tönt spannend. Ich bitte dich, mir dies an einem Beispiel aufzuzeigen!
In die Weiterbildung sind wir mit einer Wortprobe eingestiegen. Wir haben Wörter «gekostet». Wörter erzeugen Bilder. Ich entdeckte, dass bei allen 17 Teilnehmenden beim gleichen Wort ganz unterschiedliche und erfahrungsgesättigte Bilder und auch Gefühle kamen. Beim Wort «Apfelbaum» meldete sich bei einer Teilnehmerin der Magen. Sie sah einen rotbackigen Apfel vor sich. Sie hatte grosse Lust, kraftvoll in ihn hineinzubeissen. Willst du eine Wortprobe machen?

Ja, gerne!
Welche Bilder kommen dir bei den folgenden Wörtern? Ich sage sie dir laut mit Pausen dazwischen vor: Quelle, Kirschbaum, Teamsitzung, reiten, müssen, hinhören, rasch, Gottesdienst, Wohlwollen, fröhlich. Seit meiner ersten Wortprobe schaue ich beim Schreiben genauer hin, welche Wörter ich brauche. «Ich öffne das Buch» erzeugt ein anderes Bild als «Ich schlage das Buch auf». Es wirkt auch auf meinem Umgang mit dem Buch. Das Sprach- und Kommunikationskonzept basiert auf drei Säulen: Die Präsenz der Sprecherin bzw. des Sprechers, die Klarheit der Botschaft und die Wertschätzung den Mitmenschen und der ganzen Schöpfung gegenüber.

Bei deinen E-Mails fühle ich mich durch den Schluss jeweils sehr angesprochen. Du bist für mich dadurch präsent. Wie machst du das?
Die standardisierten Grussformeln lauten «Freundliche Grüsse» usw. «Freundliche Grüsse» empfand ich schon lange als nüchtern und kalt. Ich suchte nach Alternativen. Im Idealfall konnte ich den Gruss mit einem Wunsch verknüpfen. Im Kurs lernte ich, wie wichtig die Personalpronomen für den Kontakt sind. Die beiden Kursleiter gaben Alternativen zur Hand wie «Es grüsst Sie freundlich», «Ich grüsse Sie freundlich», «Ich sende Ihnen freundliche Grüsse». Ich bin dadurch für die Empfängerin und den Empfänger präsent und mit dem «Sie/Ihnen» fühlen sie sich wahrgenommen. Am Anfang brauchte ich etwas Mut. Inzwischen schreiben mir die Autoren: «Haben Sie Dank für die ehrenvolle Einladung. Gerne schreibe ich für Sie.» Das ist eine gute Basis für die weitere Zusammenarbeit.

Wie schaffst du eine klare Botschaft?
Da gibt es verschiedene sprachliche Aspekte. Bei Informationen benutze ich neu kurze Sätze. Im Schriftlichen gelingt es mir schon besser als im Mündlichen. Zur Klarheit gehört auch die Anwendung einer widerspruchsfreien Grammatik. Beispielsweise packen viele Menschen eine Aufforderung in einen Fragesatz. Sie haben es so gelernt. Sie wollen, dass jemand etwas tut und sie fragen ihn, ob er dieses tun könne und erwarten gleichzeitig, dass er es macht. Zum Beispiel: «Brigitte, könntest du die Seiten in der Ausgabe 21 aufziehen?» Klarer formuliere ich meinen Auftrag mit: «Brigitte, die Beiträge für die Ausgabe 21 sind da. Bitte zieh die Seiten im Indesign auf.» Eine widerspruchsfreie Grammatik hilft, Missverständnisse und damit auch Ärger zu vermeiden.

Worauf schaust du seit dem Kurs noch?
Auf ganz vieles, je nach Situation wende ich den einen oder anderen sprachlichen Aspekt an. Begonnen habe ich mit vollständigen Sätzen in Kurznachrichten wie E-Mails und WhatsApp-Mitteilungen. Ich liess oft das «Ich» weg wie in «bin auch dabei». Anschliessend habe ich alles, was in der Zukunft liegt, im Futur ausgedrückt anstatt wie üblich im Präsens. Das verschaffte mir vor allem auch im Beruf Luft. Das Leben gewann an Leichtigkeit. Aktuell lege ich den Fokus auf die Passivsätze. Mir fällt auf, wie viele Passivsätze ich brauche. Auch in amtlichen Dokumenten entdecke ich sie oft. Passivsätze wirken distanziert, sie entbehren deshalb der Wärme; sie laden zur Passivität ein; bei ihnen gerät auch der oder die Handelnde aus dem Blick.

Ich finde es sehr anspruchsvoll, Änderungen in der gewohnten Sprache vorzunehmen.
Ja, das ist es. Mit Humor gelingt es mir gut, meine Sprache weiterzuentwickeln. Wichtig ist, es gibt kein Richtig oder Falsch. Es gibt ein Anders mit phänomenalen Wirkungen für ein gutes Miteinander und ein Mehr an Lebensqualität. Insbesondere darüber staune ich. Die deutsche Sprache ist wundervoll.

Interview: Brigitte Burri

[1] Mehr Informationen zu «Lingva Eterna» unter: www.lingva-eterna.de

Chronik

Bedeutende kirchliche Ereignisse schweiz- und weltweit vom 15. Oktober bis 26. Oktober 2021: *(red.)*

KIRCHE SCHWEIZ

Synodaler Prozess eröffnet
17.10.: In den einzelnen Bistümern wird mit einem Gottesdienst der Synodale Prozess in der Schweiz eröffnet.

Adoray-Festival
17.10.: In Zug endet das Adoray-Festival, das vom 14. bis 17. Oktober dauerte.

Erfolgreiche Zertifizierung
22.10.: Der Schweizerische Akkreditierungsrat erteilt der Theologischen Fakultät Lugano die Zertifizierung.

Schweizer Treffen
23.10.: Die Priesteramtskandidaten der Schweiz treffen sich für ein Wochenende im Tessin.

Schützenswert
25.10.: Der Bundesrat nimmt das Zisterzienserinnenkloster Eschenbach LU in das Kulturgüterschutzinventar auf.

KIRCHE WELTWEIT

Übertritt
16.10.: Der frühere anglikanische Bischof von Rochester, Michael Nazir-Ali, tritt zur römisch-katholischen Kirche über.

Anerkennung
20.10.: Papst Franziskus erkennt die «Conferencia Ecclesial de la Amazonía» kirchenrechtlich an. Er übergibt ihr die Aufgabe, das gemeinsame pastorale Handeln der kirchlichen Bezirke Amazoniens zu fördern.

Jubiläum
21.10.: Das Österreichische Liturgische Institut mit Sitz in Salzburg feiert sein 75-jähriges Bestehen. Es war das erste Institut seiner Art im deutschen Sprachraum. Die von ihm herausgegebene Fachzeitschrift «Heiliger Dienst» feiert ebenfalls sein 75-Jahr-Jubiläum.

Kirchenstatistik
21.10.: Ende 2019 gab es 1,34 Milliarden Katholikinnen und Katholiken. Das waren 15,4 Millionen mehr als 2018. Nur in Europa sanken sowohl die Zahl der Gläubigen (um 292 000) als auch jene der Priester (um 2608). Der Anteil der römisch-katholischen Christinnen und Christen an der Weltbevölkerung lag bei 17,7 Prozent.

Dekret
22.10.: Das Dekret «Postquam Summus Pontifex» regelt, wie die einzelnen Schritte bei der Übersetzung und Herausgabe von liturgischen Texten im Detail aussehen müssen.

Erennungen
25.10.: Papst Franziskus ernennt die deutsche Jura-Professorin Charlotte Kreuter-Kirchhof zur Vize-Koordinatorin des Päpstlichen Wirtschaftsrats und den US-Ökonomen Jeffrey Sachs zum Mitglied der Päpstlichen Akademie für Sozialwissenschaften.

Leuchtendes Leben sammelt sich im Sterben. *(Bild: Franz Ambühl)*

un … ?

Gott
du bist …
unvorstellbar
unbeschreiblich
unendlich
unerhört
unbegreiflich
unfassbar
unerklärlich
unerforschlich
Gott
du bist so
un …

(Franz Ambühl)

Franz Ambühl (Jg. 1960) ist Diakon und Hobby-Poet. Er arbeitet als Seelsorger und Pfarreibeauftragter in Benken SG (Seelsorgeeinheit Gaster). Seine Fotos und selbst verfassten Texte finden sich unter www.hobbypfarrer.ch

«Das Buch ist ein Puzzlestück»

Zwei junge Ordensmänner haben einen Berufungsguide zum Ordensleben geschrieben. Allgemeine Informationen, praktische Hinweise und spirituelle Impulse bieten eine Hilfe für Männer auf der Suche nach ihrem Weg.

SKZ: **Wie entstand die Idee zu diesem Buch?**
Thomas Fässler OSB: Wenn Menschen mit Ordensleuten reden, werden die Gespräche oft sehr schnell sehr tief. Dieses Vertrauen berührt mich immer wieder. Bei Jugendanlässen, aber auch bei anderen Gelegenheiten, drehen sich die Gespräche oft um die Frage: Was will ich später einmal machen? Die Menschen möchten glücklich sein und suchen den Weg dahin. Leider hat man aber in dieser Situation oft keine Zeit für ein längeres Gespräch. Und wenn ich umgekehrt alles erzähle, was mir wichtig ist, dann wäre es zu viel. Gerne hätte ich deshalb schon oft nach einem Gespräch meinem Gegenüber ein Buch oder einen Text in die Hand gedrückt und gesagt: «Schau, jetzt kannst du in aller Ruhe und in deinem Rhythmus lesen.» Im deutschsprachigen Raum fand ich kein entsprechendes Buch. Da es mir ein Herzensanliegen war, kam ich nicht drum herum, selber etwas zu machen. Abt Urban Federer fand die Idee spannend und so kam das Ganze ins Rollen.

Warum lautet der Titel «Himmelsstürmer»?
P. Philipp und ich sprechen gerne in Bildern. Wir wollten eine aufsteigende Bewegung im Titel haben, Richtung Himmel, Richtung Gott. Zunächst dachten wir an «Gipfelstürmer». Hier gefiel uns die Idee, dass man in den Bergen meist nicht allein unterwegs ist, auf alpinen Wegen gehört man einer Seilschaft an, ist also miteinander verbunden. Einer geht voraus, dem man vertraut, dass er die Gruppe an den richtigen Ort führen wird. Von Gipfelstürmer kam es dann zum Himmelsstürmer.

Was möchten Sie mit diesem Buch erreichen?
Uns geht es nicht darum, irgendwelche Klöster zu füllen (Lacht). Wir möchten, dass alle ihren Weg finden, sei es ausserhalb oder innerhalb eines Klosters. Aber jetzt spezifisch für die Menschen, die sich ein Leben im Kloster vorstellen könnten: Dass sie in dieser Frage ein wenig Klarheit erhalten. Das Buch ist ein Puzzlestück eines längeren Prozesses. Wir geben im Buch auch praktische Tipps. So empfehlen wir beispielsweise, sich einen geistlichen Begleiter zu suchen. Wir möchten Menschen, die angesichts dieser grossen Frage etwas verloren sind, Hand bieten.

Auf der Webseite zum Buch sind auch Gemeinschaften aus dem deutschsprachigen Ausland. Nach welchen Kriterien wurden die Gemeinschaften ausgewählt?
Wir wollten ein Buch, in dem verschiedene konkrete Orden und Gemeinschaften zu Sprache kommen, sodass quasi ein Gemeinschaftswerk entsteht. Wir haben die Vereinigungen der Ordensoberen in der Schweiz, Deutschland und Österreich angeschrieben und sie gebeten, ihre Mitglieder zum Mitmachen einzuladen. Da wir aber im Buch pro Ordenskategorie nur eine bestimmte Anzahl aufführen konnten, konnten sich einige Gemeinschaften nur auf unserer Webseite vorstellen. Im «Ordensgenerator» haben wir von uns aus noch Gemeinschaften angegeben, die sich zwar bei uns nicht gemeldet haben, die aber zu einer dieser Kategorien gehören.

«Wir möchten Menschen, die angesichts dieser grossen Frage etwas verloren sind, Hand bieten.»
Thomas Fässler

Der Ordensgenerator soll helfen, den «passenden» Orden zu finden. Wie entstanden die Fragen dazu?
Die Ordensgemeinschaften sind zum Teil ganz unterschiedlich. So gibt es beispielsweise Orden, deren Mitglieder im Laufe ihres Lebens immer wieder den Ort wechseln, während andere die Stabilitas loci kennen. Solche Grundunterschiede haben wir versucht, in unseren Fragen aufzugreifen.

Auf der Webseite besteht die Möglichkeit, untereinander in Kontakt zu treten.
Männer, die sich vorstellen können, ein Leben

Trilogie
Neben dem Buch existiert auch eine Webseite mit Hinweisen zu aktuellen Angeboten, Berufungsgeschichten oder einem Ordensgenerator. Ordensinteressierte können darauf ein Profil erstellen, um sich untereinander zu vernetzen. Ein Treffen vom 22. bis 24. April 2022 komplettiert die Trilogie.
www.himmels-stuermer.org

P. Thomas Fässler (Jg. 1984) ist seit 2006 Mönch des Benediktinerklosters Einsiedeln. Er unterrichtet an der klösterlichen Stiftsschule Geschichte und Latein, wo er auch als Schulseelsorger tätig und für die Ministranten zuständig ist. Des Weiteren koordiniert er den internationalen Freiwilligendienst «Klosterzeit» (www.klosterzeit.org) und betreut den Instagram-Kanal des Klosters. (Bild: zvg)

als Ordensmann zu führen, haben nicht selten das Gefühl, mit diesem Gedanken völlig allein dazustehen. Dem ist aber nicht so. Genau dies möchte die Webseite zeigen, indem sie die Möglichkeit bietet, ein Profil mit Angaben über sich selbst zu erstellen. Dabei entdeckt man vielleicht jemanden ganz in der Nähe, der mit derselben Frage ringt, wobei man über Chatfunktion miteinander in Verbindung treten, sich austauschen und sich gegenseitig unterstützen kann. Wenn dies geschieht, wäre dies grossartig.

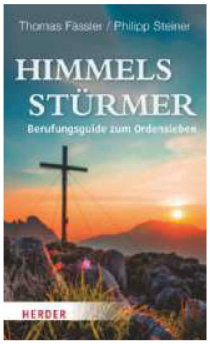
Ist auch ein Treffen mit Interessierten geplant?

Ja, vom 22. bis 24. April 2022. Dieses Wochenende für Männer bis Anfang 30 findet bei uns in Einsiedeln statt. Auf dem Programm stehen Vorträge, Workshops, Austausch und Gebet. Das Ziel dieser Tage ist es, Ordensinteressierte miteinander in Kontakt zu bringen, ihnen einen vertiefteren Einblick ins Ordensleben zu bieten sowie Instrumente zur Hand zu geben, die auf der Suche nach der eigenen Berufung sowie dem Weg der Entscheidung hilfreich sind. Damit dies klappt, ja damit das Buch überhaupt zu den «richtigen» Leuten kommt, sind wir auf die Unterstützung vieler angewiesen, die erkennen, dass es uns Autoren überhaupt nicht darum geht, unser eigenes Kloster zu füllen. Wir machten uns wirklich selbstlos an die Arbeit, um Menschen zu helfen, ihre Berufung zu entdecken. Unter verschiedenen Orden, ja selbst innerhalb eines Ordens, herrscht häufig eine Art Gärtchen-, wenn nicht gar Konkurrenzdenken. Es wäre grossartig, dies zum Wohle der Suchenden überwinden zu können.

Ist das Buch auch für Frauen auf der Suche empfehlenswert?

Im ersten Teil des Buches gehen wir auf die Frage ein, was Berufung ist. Hier können sicher Frauen, aber auch Männer ohne eine Berufung zum Ordensleben, vieles herausnehmen. Wir haben uns lange überlegt, ob es passend ist, ein Buch nur für Männer zu schreiben. Wir kennen aber vor allem die männliche Spiritualität sowie die Situation in Männerklöstern. Ich glaube, weibliche Spiritualität ist anders, auch die Situation in Frauenklöstern ist eine andere. Wir fanden es deshalb vermessen, als Männer über Frauen zu schreiben. Ein gemeinsames Projekt mit Frauen wiederum hätte das Buch zu umfangreich gemacht. Es wäre aber natürlich grossartig, wenn sich Ordensfrauen von der Idee angesprochen fühlen und selbst ein Buch schreiben würden.

Interview: Rosmarie Schärer



Buchempfehlung
«Himmelstürmer. Berufungsguide zum Ordensleben».
Von Thomas Fässler und Philipp Steiner. Freiburg i. Br. 2021.
ISBN 978-3-451-39069-2,
CHF 31.90.
www.herder.de

«Ich hatte oft mehr Glück als Verstand»

«Victor Willi berichtet aus Rom.» So klang es jahrzehntelang aus dem Radio. Willi schrieb auch für zahlreiche Zeitungen und bereiste die Welt. Das Leben des bald 95-Jährigen verlief äusserst spannend.

Ich treffe Victor Willi im Pflegeheim Puntreis in Disentis GR. «Ich hatte bis jetzt noch keine Zeit zum Sterben», schmunzelt Willi, «es war einfach zu interessant.» Als er ins Pflegeheim einzog, hatte er bereits mit dem Manuskript zu einem neuen Buch begonnen. So schloss er mit sich selbst eine Wette ab. Wer gewinnt? Das Manuskript oder der Tod? «Ich habe mit mir und anderen gespielt, weil ich so das Leben interessanter fand.» Gespielt hat er aber auch tatsächlich, so im Casino von Monte Carlo. Das Geld, das für einen Smoking gedacht war, hatte er grösstenteils für eine Reise nach Italien ausgegeben. Er fand schlussendlich einen Schneider, der ihm noch rechtzeitig einen günstigen Smoking anfertigen konnte. Dieser war aber weit weg in Avignon (F). Und so konnte ihm nur noch Monte Carlo helfen. Es funktionierte. Mit dem zweiten Einsatz gewann er und verliess das Casino fast fluchtartig.

Gespielt hat er auch während seines Studiums in Freiburg i. Ü. Hier aber auf der Geige. Jeweils am Vollmond gab er mit seiner Sängergruppe «Esprit large» vor der Villa Beata ein Ständchen. Dort wohnten Studentinnen aus aller Welt. Eine davon wurde seine erste und einzige grosse Liebe: Mercedes. Verliebt hatte er sich zunächst in ihren schönen Gang. Einen ganzen Monat lang folgte er ihr jeweils von der Uni zur Villa Beata, nur um ihr beim Gehen zuzusehen. Dann kam ihm der Zufall zu Hilfe. Mit einem Freund war er zum Skifahren. Plötzlich sah er Mercedes. Er schaffte es, mit ihr auf den Skiliftbügel zu kommen, so konnten sie endlich miteinander reden. Doch die Eltern hatten andere Pläne für ihre Tochter. «Ich sehe mich heute noch am Bahnhof von Freiburg stehen, die Hände hochhalten und ihrem Vater sagen: ‹Au revoir, Monsieur.› Und er antwortet barsch: ‹Pas au revoir. Adieu!›» Es sollten viele Jahre vergehen, bis sie sich wiedersahen. Nach dem Tod seiner Frau bat Willi eine Bekannte um die Telefonnummer seiner ersten Liebe. Diese hatte aber nur eine alte Nummer, inzwischen war die Vorwahl geändert worden. Willi probierte die Nummern durch und mit der Neun erreichte er Mercedes schliesslich. Ihr Mann war zu diesem Zeitpunkt bereits schwer krank und starb kurze Zeit später. Vier Monate später kam sie zu ihm und sie fielen sich in die Arme. So wurde seine erste Liebe auch zu seiner letzten.

Victor Willi (Jg. 1927) war von 1958 bis 1992 Romkorrespondent von Radio DRS. Als Journalist schrieb er zudem für viele Zeitungen. Mehrere Weltreisen führten ihn in 77 Länder. Er ist auch Autor mehrerer Bücher. *(Bild: rs)*

Paris, Texas, Cambridge

Während seines Studiums der Staatswissenschaft in Freiburg bat er seinen Vater um Geld, da angeblich ein schweres Examen bevorstünde – dabei hatte er dieses bereits bestanden. Mit dem Geld fuhr er nach Paris. Es gefiel ihm so gut, dass er nach dem Doktorat wieder nach Paris ging. Als er hörte, Jean-Paul Sartre sei am Morgen in einem bestimmten Restaurant, begab sich Willi dorthin. Doch Sartre wollte den Saal für sich alleine benutzen. «So verblieb mir allein die Aufgabe, den Schweizergardisten zu spielen und Leute abzuwimmeln, damit er mit seinen Schönen allein sein konnte», schmunzelt Willi

Die Liebe zu Paris veranlasste ihn dazu, einen kleinen Aufsatz mit dem Titel «Grossstadt ohne Grossstädter» zu schreiben. Ihm war aufgefallen, dass sich die Menschen mit ihren jeweiligen Quartieren verbunden fühlten und sich nicht als Pariserin oder Pariser sahen. «Ich traf im Quartier Latin Leute, die nicht wussten, dass es den

weltberühmten Friedhof Père Lachaise gab. Sie hatten ihren eigenen Friedhof, das genügte.» Diesen Aufsatz gab er zusammen mit seiner Dissertation ab. Sein Doktorvater Alfred Weber[1] war darüber so begeistert, dass er für seine Dissertation eine glänzende Note erhielt.

Immer wieder erlebte Willi lustige oder auch unglaubliche Dinge. So bewarb er sich für ein Stipendium für Soziologie und erhielt eine Einladung nach Texas. Dies nur, weil er bei seiner Bewerbung als Hobby Skifahren angegeben hatte und sie es toll fanden, einen Gratisskilehrer für Aspen zu haben. Bei dieser Gelegenheit kam auch sein oben erwähnter Smoking zu einem weiteren Einsatz. Bei einer Veranstaltung tanzte er mit seiner damaligen Freundin. «Plötzlich standen die anderen im Kreis um uns und schauten uns beim Tanzen zu. Ich kam mir vor wie Fred Astaire in einem seiner Filme!»

Oder dann bewarb er sich bei Pitrim Sorokin.[2] «Ich, ein Niemand, schrieb einem der grössten Soziologen!» Umso überraschter war er, als Sorokin sofort zurückschrieb. Er wollte sein ältestes, noch in Russland verfasstes Werk herausgeben und suchte jemanden, der Französisch, Italienisch und Deutsch sprach. So landete Willi als knapp 23-Jähriger in Harvard (USA) und hielt ein paar Monate später an der Forward University Doktorandenkurse. Da er jedoch ein Emigrantenvisum statt eines Besuchervisums beantragt hatte, sollte er nach einem Jahr in die amerikanische Armee eingezogen werden. Das hätte einen Einsatz im Koreakrieg bedeutet. Mithilfe eines Freundes, der im Konsulat arbeitete, konnte er im letzten Moment in die Schweiz zurückkehren.

Die Stimme aus Rom

Sein guter Freund Hans-Peter Meng[3] gab ihm den Rat, sich beim Radio zu bewerben. Und wieder kam ihm der Zufall zu Hilfe. Während seines Studiums hatte er einen Artikel über die kommunistische Gefahr in Italien geschrieben. Wegen dieses Artikels erhielt er die Anstellung als Italienkorrespondent. Kaum war Willi in Rom angekommen, hört er den Zeitungsverkäufer schreien: Il papa è morto! (Der Papst ist gestorben!) Willi war völlig unvorbereitet. Zum Glück mussten damals noch alle Auslandstelefonate vorher angemeldet werden. Bis er 20 Minuten später endlich durchgestellt wurde, hatte er bereits im Radio gehört, dass es sich um eine Falschmeldung handelte. So hatte er doch noch genügend Zeit, seinen ersten Bericht vorzubereiten. Auch bei der Beerdigung war er dabei – und erlebte etwas Schockierendes. «Beim Trauerzug kam zunächst der Sarg. Alle waren traurig, denn der Papst war beliebt. Doch dann kamen mit grossem Abstand die Kardinäle. Diese haben gewunken und das Volk begrüsst. Schliesslich wollte jeder der nächste Papst werden.»

Bei seinen Berichten kamen Willi seine guten Steno-Kenntnisse zugute. Auf dem Weg ins Studio musste er an acht Ampeln vorbei. «Ich hatte ein Radio im Wagen und jedes Mal, wenn ich vor einer Ampel halten musste, habe ich stenografiert, was ich gehört hatte. So hatte ich immer eine höchst aktuelle Sendung.» Seinem Stenolehrer ist er bis heute sehr dankbar.

Mit Robert Nünlist, der von 1957 bis 1972 Kommandant der Schweizergarde war, verband ihn eine Freundschaft. Als der Kommandant angeschossen wurde, war Willi der Erste, der davon erfuhr. Jahre später hatte die Garde Mühe, ihre Bestände zu füllen. Mittlerweile hatte Willi ein grosses Netz von Zeitungen, für die er als Korrespondent tätig war. So schrieb er regelmässig Berichte über die Schweizergarde und konnte auf diese Weise das Interesse an einem Dienst in der Garde wecken.

Von 1958 bis 1992 war Victor Willi die Stimme aus Rom beim Schweizer Radio. Doch er blieb noch weit über das Pensionsalter hinaus in Rom. Bis 2010 schrieb er regelmässig für viele Zeitungen und berichtete auch von seinen Reisen aus fünf Kontinenten. In seiner Zeit in Rom erlebte er sechs Päpste. Wie hat sich die Kirche verändert? «Ich glaube, die Kirche ist viel mehr gleich geblieben, als man meint. Zu Beginn meines Romaufenthaltes habe ich einen hohen Prälaten getroffen, der mich fragte, warum Petrus kopfüber gekreuzigt worden sei. Ich antwortete, dass er sich selbst nicht würdig fand, auf die gleiche Weise zu sterben wie sein Herr. Aber vielleicht hätte er auch einfach gewusst, dass er so schneller sterben würde. Da lachte der Prälat und meinte: ‹Die Kirche muss nicht nur heilig sein, sondern auch schlau!› Und das hat sie meiner Meinung nach bis heute bewiesen.»

Willi sinniert oft über die vielen Glücksfälle in seinem Leben. Hatte hier Gott seine Hand im Spiel oder waren es wirklich nur Zufälle? «Diese vielen glücklichen Fügungen lösen in mir eine grosse Dankbarkeit aus und ich fühle mich gezwungen, diese niederzuschreiben», erzählt er nachdenklich. «Mehr Glück als Verstand» soll sein Buch heissen. Hoffen wir, dass Victor Willi seine Wette gegen den Tod gewinnt.

Rosmarie Schärer

[1] Carl David Alfred Weber (1868–1958) war ein deutscher Nationalökonom und Soziologe.

[2] Pitirim Alexandrowitsch Sorokin (1889–1968) war ein russisch/US-amerikanischer Soziologe.

[3] Hans-Peter Meng war u. a. Informationschef des Radiostudios Zürich, Redaktor des «Echo der Zeit» von Radio DRS sowie Mitgründer von Radio Z.

«Schlimmer als der Atheismus»

Vor 200 Jahren wurde Fjodor Michailowitsch Dostojewski in Moskau geboren. Seine Werke sind mehr als Unterhaltungsliteratur. In ihnen legt Dostojewski seine Glaubensüberzeugung dar.

Prof. Dr. Ulrich Schmid (Jg. 1965) studierte Germanistik, Russistik und Politische Wissenschaften in Zürich, Heidelberg und Leningrad. Er ist seit 2007 Professor für Kultur und Gesellschaft Russlands und seit 2019 Prorektor Aussenbeziehungen an der Universität St. Gallen.

Im europäischen Revolutionsjahr 1849 wurde der 27-jährige Dostojewski, der eben seine ersten literarischen Erfolge gefeiert hatte, wegen politischer Umtriebe festgenommen und zum Tode verurteilt. In letzter Minute wurde die Hinrichtung abgebrochen und Dostojewski für acht Jahre in ein sibirisches Straflager verbannt. Dort war das Neue Testament die einzige Lektüre, die ihm erlaubt war. Dostojewski las viel und genau in den Evangelien; sein persönliches Exemplar ist erhalten. Zu den wenigen doppelten Unterstreichungen gehören folgende Worte Jesu aus Joh 8,43: «Warum versteht ihr meine Sprache nicht? Weil ihr mein Wort nicht hören könnt.» Dostojewskis ganzes Spätwerk kann als Antwort auf diese Herausforderung gelesen werden.

Der Zar im Dienst des Erlösers

Als Dostojewski wieder nach St. Petersburg zurückkehren durfte, hatte sich seine literarische Schreibweise grundlegend gewandelt. Als junger Autor hatte er sentimentale und romantische Themen bedient. Nun wandte er sich existenziellen Problemen zu. Ihn interessierte im Grunde genommen nur eine Frage. Dostojewski war überzeugt, dass Christus wieder in Russland auftauchen und die Welt erlösen werde. Ihn trieb die Frage um, warum sich die Wiederkunft Christi verzögert. In seinen grossen Romanen ergründete er diese Problematik.

Die Romanhandlung ist jeweils zum Zeitpunkt der Niederschrift angesiedelt, also im Russland der 1860er- und 1870er-Jahre. Das dominante innenpolitische Thema war der Terrorismus. 1866 hatte zum ersten Mal ein Revolutionär auf den Zaren geschossen. Dostojewski war schockiert und suchte zu erkunden, wo die tieferen Gründe für das Attentat lagen. In seiner Verbannung war Dostojewski zur paradoxen Einsicht gekommen, dass eben jener Zar, der ihn so grausam bestraft hatte, der Garant für die russische Heilsgeschichte war. Der Zar erschien ihm als irdischer Herrscher mit einem göttlichen Mandat. Wer sich gegen den Zaren versündigte, frevelte auch gegen Gott. Dostojewski porträtiert in seinem Roman «Verbrechen und Strafe» (1866) einen Mörder, der zunächst schuldig wird, aber am Schluss des Romans eine moralische Wende vollzieht. Bezeichnenderweise ist diese Umkehr nur im Zentrum Russlands, in Sibirien möglich, nicht im europäisierten St. Petersburg. Der Verbrecher Raskolnikow orientiert sich bei seinem Mordplan ausschliesslich an ausländischen Vorbildern: an Lykurg[1], Solon[2], Mohammed und Napoleon. Erst die Rückkehr in den Schoss der russischen Orthodoxie und ihrer Morallehre erlaubt ihm, sein falsches Bewusstsein abzulegen.

Grenze zwischen wahr und falsch

Deutlicher noch wird die Ablehnung fremder Ideologien im Roman «Der Idiot» (1868). Die Hauptfigur, Fürst Myschkin, tritt als Christusfigur auf. Allerdings wird er von seiner russischen Umgebung nicht erkannt. Myschkins sanfte Heilsbotschaft geht in konkurrierenden Wertesystemen unter. Die Russinnen und Russen sind in Dostojewskis Roman dem Geld, der erotischen Leidenschaft oder der politischen Macht verfallen. Es gelingt ihnen nicht, ihre Blindheit abzulegen und auf den schwachen Christus zu hören. Eine wichtige Rolle spielt in diesem Roman Hans Holbeins Gemälde «Der tote Christus im Grabe», das als Provokation des christlichen Glaubens dargestellt wird: Wenn diese ausgemergelte Figur der Erlöser sein soll, wie steht es dann um die Wahrheit der christlichen Religion?
Aus Dostojewskis Sicht verläuft die Grenze zwischen dem wahren und falschen Glauben direkt durch das Christentum. Wahr ist die Orthodoxie, weil sie den lebendigen Christus predigt. Falsch ist der römische Katholizismus, weil er das Vergeben von Schuld, die nur von Gott kommen kann, in eine weltliche Industrie verwandelt hat. Am Ende des Romans hält Fürst Myschkin eine Brandrede: «Der römische Katholizismus ist noch schlimmer als selbst der Atheismus. Ja! Das ist meine Meinung! Der Atheismus predigt nur die Negation, der Katholizismus aber geht darüber hinaus: Er verkündet einen entstellten Christus, einen von ihm selbst verleumdeten und entweihten, einen entgegengesetzten Christus! Er predigt den Antichrist, das schwöre ich Ihnen!»

[1] Lykurg gilt nach antiken Quellen als Gesetzgeber von Sparta. Nach heutigem Forschungsstand ist er wahrscheinlich eine mythische Person.

[2] Solon (um 640 bis 560 v. Chr.) war ein athenischer Staatsmann und Lyriker und wurde in der Antike unter die sieben Weisen Griechenlands gezählt.

Porträt von Fjodor Dostojewski von Vasili Perov (1872). Tretyakov Gallery, Moskau. (Bild: Wikipedia)

Alle sind an allem schuld

Schliesslich führt Dostojewski in seinem letzten Roman «Die Brüder Karamasow» (1880) genau aus, wie er seine radikale Ablehnung des Katholizismus begründet. In einem berühmten Kapitel wird die Grossinquisitor-Legende erzählt: Christus ist während der spanischen Inquisition auf die Erde zurückgekehrt und wird sowohl vom Volk als auch von den Priestern erkannt. Der Grossinquisitor lässt den Heiland verhaften und in einen Kerker werfen. In einem langen Monolog erklärt der Grossinquisitor dem Sohn Gottes sein Handeln. Er wirft Christus vor, die schwachen Menschen mit seiner Aufforderung zu einem freien Glauben überfordert zu haben. Christus hätte den Menschen durch Wunder, Autorität und Geheimnis seine eigene Göttlichkeit vor Augen führen können. Darauf habe Christus willentlich verzichtet. Deshalb habe sich die katholische Kirche an die Stelle von Christus gesetzt und das Management des menschlichen Seelenheils übernommen. Der Grossinquisitor weist Christus darauf hin, dass er [Grossinquisitor] für das Herdenglück der Menschen eine grosse persönliche Schuld auf sich geladen habe. Christus entgegnet nichts, sondern küsst den Grossinquisitor am Ende auf die «blutlosen Lippen». Dostojewski zeigt damit, dass der wahre Christus in seiner endlosen Güte sogar die grösste Sünde verzeihen kann – das Ersetzen des freien Glaubens an Christus durch eine kirchliche Bevormundung der menschlichen Seelen.

«Es ging ihm um nicht weniger als um die Erlösung der Welt, die von Russland ausgehen wird.»

Ulrich Schmid

Dostojewski setzte alles daran, das eiskalte Kalkül des Kirchenfürsten im weiteren Verlauf des Romans zu widerlegen. Er tat dies allerdings nicht in einer rationalistischen Argumentation, sondern in der Hagiografie eines alten orthodoxen Mönchs. Der katholischen Heilsökonomie stellte Dostojewski die Einsicht gegenüber, dass «alle an allem schuld sind». Es gibt keine Unterscheidung zwischen Sünderinnen resp. Sündern und Vergebenden, keine Busse und keine Erlösung, die auf einer Abbitte beruht. Erst auf der Grundlage der Einsicht in die allgemeine Schuld aller Menschen ist wahrer Glaube möglich.

Am 30. Dezember 1879 las Dostojewski seine Grossinquisitor-Legende vor Studenten der Petersburger Universität. Einleitend erklärte er: «Der Grossinquisitor ist in Tat und Wahrheit selbst ein Atheist. Wenn man den Glauben an Christus mit den Zielen dieser Welt vereint, dann verliert man den ganzen Sinn des Christentums.» Im Roman «Die Brüder Karamasow» wird die Legende von Iwan Karamasow, einem Atheisten, vorgetragen. Iwan identifiziert sich mit der Argumentation des Grossinquisitors und kommt zum Schluss, dass «alles erlaubt sei», wenn es keinen Gott gebe. Im Roman führt diese Überzeugung zu einem fatalen Mord, in dem nicht nur der Vater, sondern – in Verlängerung der patriarchalen Achse – auch der Zar und Gott selbst gemeuchelt werden.

Dostojewski wollte nicht einfach Kriminalromane oder Unterhaltungsliteratur verfassen. Er verstand sein Amt als Schriftsteller in einem viel tieferen Sinne. Es ging ihm um nicht weniger als um die Erlösung der Welt, die – so war er überzeugt – von Russland ausgehen wird. Er wollte seinen Leserinnen und Lesern die Augen öffnen, damit sie Christus erkennen, wenn er denn kommt. Dazu musste er aber nicht nur den rechten Glauben predigen, sondern auch jene christliche Konfession entlarven, die er nicht nur für falsch, sondern nachgerade für verderblich hielt.

Ulrich Schmid

Fjodor Michailowitsch Dostojewski wurde am 11. November 1821 in Moskau geboren. Er studierte in St. Petersburg u. a. russische und französische Literatur. 1844 veröffentlichte er seinen ersten Roman «Arme Leute». Aufgrund seiner Kontakte zu revolutionären Gruppierungen wurde Dostojewski 1849 zum Tod verurteilt, dann aber auf dem Richtplatz zur Verbannung in Sibirien begnadigt. Nach seiner Entlassung 1854 wohnte er in Semei (heute in Kasachstan) und verrichtete Militärdienst. Aufgrund seiner schlechten gesundheitlichen Verfassung (Epilepsie) wurde er 1859 aus dem Militärdienst entlassen. In den nächsten Jahren schrieb er mehrere Artikel für Zeitschriften sowie Bücher. Die bekanntesten sind «Verbrechen und Strafe», «Der Spieler», «Der Idiot», «Die Dämonen», «Der Jüngling» und «Die Brüder Karamasow». Dostojewski starb am 9. Februar 1881 in St. Petersburg.

Unter seinem Schutz auf dem See unterwegs

Der heilige Nikolaus von Myra war bei den Schiffsleuten auf dem Vierwaldstättersee sehr beliebt. Bilder und Statuen des Heiligen in Kapellen und Kirchen am See sowie Bruderschaften legen Zeugnis davon ab.

Das St. Nikolai-Kapellchen zwischen Schillerstein und Treib. *(Bilder: mh)*

Ruhig gleitet unser Boot über den Urnersee. Ruderschlag um Ruderschlag entfernen wir uns von Flüelen. Vor uns ragt majestätisch der Bristen. Wir sind zu viert im Ruderboot unterwegs nach Luzern. Kurz nach Bauen kommen wir auf der anderen Uferseite an und rudern dem Ufer entlang nach Treib: eindrücklich ragen die Felsen aus dem Wasser, vorbei am Rütli und Schillerstein. Da entdecke ich ein leuchtend weisses Bildstöckli mit dem Nikolaus von Myra. Was macht der heilige Nikolaus von Myra an dieser Stelle?

Schutzpatron der Schiffsleute

Das Buch «Sankt Nikolaus. Verehrung und gelebtes Brauchtum»[1] von Hans-Peter Rust gibt mir Auskunft. Der heilige Nikolaus von Myra ist Patron der Schiffer. Nach einer Legende soll er von Schiffbruch bedrohte Seeleute gerettet haben. So wurde er in Ost und West zum Schutzpatron der Schiffsleute. Nach Rust sei dieses Patronat eines der wichtigsten, «die der Heilige im Abendland inne hatte.»[2] Der heilige Nikolaus als Patron der Schiffsleute ist neben den üblichen Attributen zusätzlich entweder mit einem Anker oder einem Steuerrad abgebildet. Er wurde von Seeleuten, Schiffern, Flössern, Fischern und auf dem Seeweg reisenden Kaufleuten hoch verehrt. In Hafenstädten sowie den Fluss- und Seerouten entlang findet man Kirchen und Kapellen, die dem heiligen Nikolaus geweiht sind – so auch am Vierwaldstättersee. Der heilige Nikolaus ist Patron der Alten Kirche Flüelen und der Pfarrkirche Hergiswil. In vielen weiteren Kirchen und Kapellen am Ufer des Vierwaldstättersees ist er zu entdecken, beispielsweise in der Pfarrkirche Gersau, in der Dorfkapelle Brunnen, in der Pfarrkirche Küssnacht am Rigi, in der Kapelle «Maria zum Ridli» in Beckenried, in der Dreikönigskapelle Winkel in der Horwer Bucht usw. Darüber hinaus gibt es kleine, in Ufernähe liegende St. Nikolai-Kapellchen wie zum Beispiel jenes auf dem kleinen Felsen in Altstad bei Meggen und jenes, das ich zwischen Treib und Schillerstein gesehen habe. Sie liegen eine frühere Schiffstagesreise voneinander entfernt.

Nach wenigen Metern erreichen wir Treib. Hier machen wir einen ersten Zwischenhalt. Im Haus zur Treib – einem der ältesten Gasthäuser der Schweiz – gibt es ein Bild, das sowohl den heiligen Nikolaus von Myra als auch den

[1] Rust, Hans-Peter, Sankt Nikolaus. Verehrung und gelebtes Brauchtum, Luzern/Kriens 2019.

[2] Ebd., 68.

heiligen Niklaus von Flüe zeigt. Es ist auch der Ort, an dem sich die Obrigkeiten der fünf Orte der alten Eidgenossenschaft 72-mal zur Tagsatzung trafen. Ferner war Treib «bereits im Mittelalter ein Schutzhafen»[3], wo die Schiffsleute warten konnten, bis sich der Föhn im Urnerland legte. Treib war darüber hinaus neutrales Territorium, auf dem sich Verfolgte drei Tage aufhalten durften, ohne gefangen genommen zu werden.

Beliebter Namensgeber

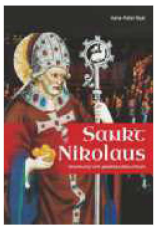
Nach Treib setzen wir über nach Gersau. Wie an weiteren Orten am Vierwaldstättersee errichteten auch die Gersauer eine Bruderschaft, die den heiligen Nikolaus zu ihrem Patron erhob. Bis 1865 führten die Gersauer sämtliche Güter auf dem Seeweg von und nach Gersau. «Bedingt durch diese Situation befanden sich viele Dorfbewohner während mehreren Monaten im Jahr auf dem Wasser. Sie besuchten mit ihren Waren den Markt in Luzern, verrichteten Botengänge und bereicherten den Fremdenverkehr mit Schiffs- und Nauenfahrten.»[4] Im Jahr 1826 wurden Gersauer zweimal aus Seenot gerettet. Daraufhin berieten einige Handels- und Schiffsleute, wie sie sich auch in Zukunft dem Schutz des heiligen Nikolaus auf dem See würdig machen könnten. Sie gründeten einen frommen Verein, der 1829 in eine kirchliche Bruderschaft überführt wurde.

1835 schenkte die Bruderschaft der Pfarrkirche eine Bruderschaftsampel in Form eines Meerschiffes. Es gab St. Nikolaus-Bruderschaften der Seeleute auch in Altdorf, Flüelen, Brunnen, Küssnacht, Buochs, Stansstad, Luzern, Meggen und Weggis, die teils heute noch existieren.

Von Gersau rudern wir weiter nach Rotschuo, dann durch die enge Passage. Ein Dampfschiff kommt uns von Vitznau her entgegen. Die Wellen des Schiffes rütteln und schütteln uns einmal kräftig durch. Mit einem grossen Becher befördern wir das gefasste Wasser aus dem Boot. Weiter geht es an der Nordseite des Bürgenstocks entlang. Wir freuen uns auf einen Halt in der Gaststätte Obermatt und werden enttäuscht. Sie hat um diese Jahreszeit schon geschlossen. Wir essen unseren Notproviant aus dem Seesack. Gestärkt machen wir uns auf für den letzten Wegabschnitt über den meist welligen Kreuztrichter dem Luzerner Seebecken entgegen. Wie ich dem Buch von Hans-Peter Rust entnehme, gab dem Ortsteil St. Niklausen auf der Horwer Halbinsel eine längst «abgetragene Kapelle und eine Statue» seinen Namen.[5] Sie stand auf einem Felsvorsprung. Auch die älteste Schiffsgesellschaft der Schweiz trägt den Namen des Schutzpatrons der Seeleute. Es ist die St. Niklausen Schiffgesellschaft Luzern.

Wohlbehalten und müde erreichen wir nach vier Stunden den Steg beim Ruderhaus in Luzern. Ich ahne, welchen Strapazen und Gefahren die Schiffer früher auf dem See ausgesetzt waren und deshalb den heiligen Nikolaus von Myra um seinen Schutz und seine Hilfe baten. Er wird jetzt zu meinem Patron für meine Ruderausfahrten.

Maria Hässig



Buchempfehlung

Sankt Nikolaus – Verehrung und gelebtes Brauchtum. Von Hans-Peter Rust. Luzern 2019. ISBN 978-3-7252-1046-6, CHF 29.80. www.rex-buch.ch

In loser Folge stellen in dieser Serie die Redaktions- sowie die Redaktionskommissionsmitglider der SKZ ihre Lieblingsheiligen vor.

[3] Ebd., 70.
[4] Ebd., 71.
[5] Ebd., 71.

Amtliche Mitteilungen

ALLE BISTÜMER

Präsidium der SBK distanziert sich von Artikel auf kath.ch

Am 7. März berichtete Raphael Rauch, Redaktionsleiter von kath.ch, über den bevorstehenden Wechsel von Prof. Dr. Dominikus J. Kraschl OFM von der Theologischen Hochschule Chur nach Köln (D). Gleichentags veröffentlichte der Autor auch einen entsprechenden Eintrag auf Facebook. Zum Inhalt der Berichterstattung kann sich das Präsidium der SBK mangels umfassender Kenntnis nicht äussern; es missbilligt jedoch klar diese Art von Berichterstattung. Die Tonalität sowie die anonym vorgetragenen Beschuldigungen entsprechen nicht den Erwartungen an ein katholisches Medienportal. Das Präsidium der SBK bedauert diese Äusserungen und distanziert sich davon. Gleichzeitig hält es fest, dass das von der Schweizer Bischofskonferenz und der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz erlassene Rahmen- und Redaktionsstatut den Medienzentren im Rahmen ihres Grundauftrags redaktionelle Unabhängigkeit garantiert. Diese findet ihre Grenzen dort, wo die Werte, für die die Kirche eintritt, durch die Kommunikationsarbeit selbst verletzt werden.

Bischof Felix Gmür, Präsident Schweizer Bischofskonferenz
Bischof Markus Büchel, Vizepräsident
Schweizer Bischofskonferenz
Weihbischof Alain de Raemy, Mitglied des Präsidiums

DEUTSCHSCHWEIZER BISTÜMER

Jahresversammlung des Deutschschweizer Forums Katholischer Organisationen DFKO

Am 20. September fand im Centrum 66 in Zürich die Jahresversammlung des Deutschschweizer Forums Katholischer Organisationen DFKO statt. Die nächste Jahresversammlung des DFKO findet 19. September 2022 statt. Ausführlicher Bericht und sämtliche Beilagen sind unter www.kirchenzeitung.ch abrufbar.

Sekretariat DFKO

BISTUM BASEL

Ernennungen

Diözesanbischof Felix Gmür beauftragte (Missio canonica):

- *Dr. Elke Freitag* zur Pastoralraumleiterin des Pastoralraumes Wasseramt West-Bucheggberg und als Gemeindeleiterin der Pfarreien St. Marien Biberist SO, Bruder Klaus Gerlafingen SO, St. Mauritius Kriegstetten SO und Guthirt Lohn-Ammansegg-Bucheggberg SO im Pastoralraum Wasseramt West-Bucheggberg per 01.11.;
- *Liliane Gabriel* zur Pfarreiseelsorgerin in den Pfarreien St. Mauritius Ruswil LU, Maria Namen Werthenstein LU und St. Andreas Wolhusen LU im Pastoralraum Region Werthenstein per 01.11.

Seniorenkurs 2022

Der Seniorenkurs 2022 findet statt von Montag, 7. Februar 2022 (Beginn ca. 16.00 Uhr) bis Donnerstag, 10. Februar 2022 (Abschluss nach dem Mittagessen) im Gästehaus Kloster Bethanien, 6066 St. Niklausen OW.
Zu diesem Kurs eingeladen sind alle Priester, Diakone, Laientheologinnen und Laientheologen mit Jahrgang 1956 und älter (ausgenommen jene Personen zwischen 65 und 70 Jahren, die noch eine volle Anstellung im Leitungsbereich innehaben).
Die Einladungsunterlagen werden im November versandt.
Auskunft: Bistum Basel, Abteilung Bildung, Baselstrasse 58 4502 Solothurn. Telefon: 032 625 58 49;
E-Mail: sekretariat.bildung@bistum-basel.ch

Diözesane Kommunikationsstelle

BISTUM CHUR

Im Herrn verstorben

Konrad Schelbert, Pfarreibeauftragter. Er wurde am 5. August 1961 in Rickenbach SZ geboren. Nach seinem Theologiestudium absolvierte er 1987 bis 1988 in der Pfarrei hl. Leonhard in Ingenbohl-Brunnen das Pastoraljahr und blieb bis zum Jahr 1994 als Pastoralassistent in dieser Pfarrei tätig. Von 1994 bis 1997 wirkte er als Pastoralassistent in der Pfarrei hll. Peter und Paul in Küssnacht am Rigi SZ. Anschliessend übernahm er von 1997 bis 2007 die Aufgabe als Pfarreibeauftragter der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Kägiswil OW. Im Jahr 2007 wechselte er seinen Wirkungsort und wirkte fortan als Pfarreibeauftragter der Pfarrei Unsere Liebe Frau in Seewen SZ. Im Jahr 2019 übernahm er zudem die Aufgabe als Betagtenseelsorger im Alterszentrum Rubiswil in Ibach SZ. Er verstarb am 10. Oktober. Die Urnenbeisetzung fand am 16. Oktober auf dem Friedhof Schwyz statt, der Beerdigungsgottesdienst in der Pfarrkirche Seewen.

Bischöfliche Kanzlei Chur

ORDENSGEMEINSCHAFTEN

Franziskanergemeinschaft Schweiz

Am 23. Oktober wurde Br. Maximilian M. Blum OFM von Jugendbischof Alain de Raemy in der Pfarrkirche St. Hilarius in Näfels GL zum Priester geweiht. Er lebt in der Franziskanergemeinschaft in Zürich.

Br. Paul Zahner OFM

ZWECKVERBAND SEELSORGEEINHEIT WALENSEE †

Zweckverband Seelsorgeeinheit Walensee · Marktstrasse 23 8890 Flums · 081 733 13 30 www.sesowa.ch

Idyllisch am Walensee, mit Blick auf die imposante Bergkette der Churfirsten und die Flumserberge, liegt die Seelsorgeeinheit Walensee, in der Ferienregion Heidiland.

Wir sind eine offene, lebendige und aufgeschlossene Seelsorgeeinheit mit fünf Kirchgemeinden von Murg bis Flums.

Zur Unterstützung unseres Katecheseteams suchen wir per 01.02.2022 oder nach Vereinbarung eine engagierte Fachperson als

Religionspädagogin/Religionspädagogen
Katechetin/Katecheten
20%–50 %

Ihr Profil:
- Abschluss RPI-Luzern oder Katechet/in ForModula oder Master in Theologie
- engagierte, im Glauben verankerte Persönlichkeit
- Kontaktfreudigkeit, Offenheit, Belastbarkeit und Authentizität
- Teamfähigkeit, Gesprächskultur und Flexibilität
- Selbständige und zuverlässige Arbeitsweise
- Freude an Arbeit mit Kindern und Jugendlichen aller Altersstufen
- Interesse für die Kirche

Ihre Hauptaufgaben:
- Religionsunterricht mit Schwerpunkt 2. und 3. Zyklus
- Mitgestaltung Lernort Kirche
- Mitgestaltung in der Liturgie, z. B. Kindergottesdienste

Unser Angebot:
- Unterstützung durch unseren Katecheseverantwortlichen Rolf Dittli
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen und Besoldung nach den Richtlinien Kath. Konfessionsteil des Kantons St. Gallen

Haben Sie noch Fragen? Gerne helfen Ihnen Bernadett Bejczy, Personalverantwortliche Pastoralteam, unter bernadett.bejczy@sesowa.ch / 079 931 26 64;
Rolf Dittli, Katecheseverantwortlicher, unter rolf.dittli@sesowa.ch / 079 565 27 12 oder
Albert Tschirky, Präsident Zweckverband Seelsorgeeinheit Walensee, unter kvr.flums@sesowa.ch weiter.

Fühlen Sie Sich angesprochen? Dann freuen wir uns, wenn Sie uns Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen bis 30. November 2021 elektronisch einreichen, an:

Zweckverband Seelsorgeeinheit Walensee, Daniela Hermann, Leiterin Finanzen und Personal,
E-Mail: zweckverband@sesowa.ch

Katholische Kirche Zug

Infolge Pensionierung des jetzigen Stelleninhabers suchen wir für die katholische Kirche im Kanton Zug per 1. Juli 2022 oder nach Vereinbarung eine/n

Gesamtleiter/Gesamtleiterin Fachstellen (50–70 %)

Arbeitsfelder:
- Führung und Unterstützung der Leiter/Leiterinnen der Fachstellen und Spezialseelsorgen (Bildung-Katechese-Medien, Pfarreiblatt, Forum Kirche und Wirtschaft, Kommunikation, Netzwerk Diakonie, Seelsorge für Menschen mit Beeinträchtigungen, Spitalseelsorge, Palliativ-Care, Gefängnisseelsorge)
- Mitglied der Konferenz der Leitungen der Pastoralräume im Kanton Zug
- Mitglied des VKKZ Präsidiums
- Aktive Mitwirkung in der Gestaltung der Katholischen Kirche Zug

Voraussetzungen:
- Studienabschluss im Bereich Theologie und Berufseinführung des Bistums Basel (oder gleichwertige Ausbildung)
- Führungserfahrung
- Teamfähigkeit
- Eigeninitiative

Es erwartet Sie:
- eine interessante und vielfältige Aufgabe mit Gestaltungsmöglichkeiten
- ein Arbeitsplatz auf der Geschäftsstelle der Katholische Kirche Zug in Baar
- zeitgemässe Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der Vereinigung der Katholischen Kirchgemeinden des Kantons Zug VKKZ

Auskünfte erteilt Ihnen gerne Markus Burri, Gesamtleiter Fachstellen, Telefon 041 767 71 27, markus.burri@zg.kath.ch.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen senden Sie bis zum **25. November 2021** an:
Bischöfliches Ordinariat, Abteilung Personal, Baselstrasse 58, Postfach 216, 4501 Solothurn oder personalamt@bistum-basel.ch **und** Melanie Hürlimann, Vereinigung der Kath. Kirchgemeinden des Kantons Zug, Landhausstrasse 15, 6340 Baar oder melanie.huerlimann@zg.kath.ch.

Katholische Landeskirche Thurgau

Die Fachstelle Kinder und Jugend (KIJU) fördert die kirchliche Jugendarbeit im Kanton Thurgau. Sie sucht für die Bereiche Mandate, Projekte und Veranstaltungen eine

Fachperson Kirchliche Jugendarbeit (100 %)

Informationen zur KIJU: juseso.ch
Stellenausschreibung: bit.ly/Fp_KIJU

AZA
CH-6011 Kriens
Post CH AG

SKZ

Adressänderung an:
Schweizerische Kirchenzeitung
Arsenalstr. 24
CH-6011 Kriens

Impressum

Schweizerische Kirchenzeitung SKZ
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge sowie amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten. Erscheint zweiwöchentlich, jeweils am Donnerstag; Doppelnummern im Juli, Oktober und Dezember. Beglaubigte Auflage: 1545 Expl.

Herausgeber
Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen

Redaktion
Arsenalstrasse 24
6011 Kriens LU
Tel. 041 318 34 97
redaktion@kirchenzeitung.ch
www.kirchenzeitung.ch

Abo-Service
Tel. 041 318 34 96
abo@kirchenzeitung.ch

Inserate-Service
Tel. 041 318 34 85
inserate@kirchenzeitung.ch

Druck und Verlag
Brunner Medien AG, Kriens,
www.bag.ch

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA

direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 / 412 23 81, Fax 055 / 412 88 14

LIENERT KERZEN

SKZ Schweizerische Kirchenzeitung

Nr. 21/2021 zum Thema

Zukunft kirchlicher Erwachsenenbildung

erscheint am 18. November

www.kirchenzeitung.ch